Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 6 (1920)

Anhang: Mittelschule : philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1920

VI. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1920

Inhaltsverzeichnis

Seite

Streiflichter zur ästhetischen Bildung an der Mittelschule. Von Dr. P. Magnus Künzle O. M. Cap., Stans 1

Beziehungen zwischen Griechen und Juden im 8. vorchristlichen Jahrhundert. Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg 5, 14

Rob. Hugh Bensons historische Romane. Von Sr. M. Ed., Menzingen 9

Die abgeleiteten Verbalformen auf tschen. Von P. Alban Stöckli, Zug 15

Christliche lateinische Klassiker. Von P. Gerard Fäßler O. M. Cap. 17

Schlitteln, Schlittschuh, Rodeln. Von Philologus 21

Staat und Sittengesetz. Von Dr. jur. P. Anselm Fellmann O. S. B., Engelberg . . . 25, 37

Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden. Von Dr. K. Schneider, St. Gallen 34, 41, 49

Zwei Lauscher. Von Dr. P. Rup. Hänni O. S. B. 44

Nova et vetera. Von P. Gerard Fäßler O. M. Cap. 51

Bei den beiden Jubilaren Hieronymus und Dante. Ein Weihespiel von P. Maurus Carnot . 57

Zur Korrektur von fremdsprachigen Schüler-Aufsätzen. Von Dr. P. Leodegar Hunkeler, Engelberg 60

Eine Klostergründung. Von B. E. 61

Zunftstube: L'enseignement grammatical 7 — Unsere Hymnen 8 — Falsche Betonung 8 — Die Ableitung der Verbalformen auf tschen 8 — Eine aussterbende Gruppe von Zeitwörtern 8 — Zur Entstehung unseres ABC 22 — Das Digamma im 8. Jahrhundert 22 — „Weltanschauung" 22 — Pour apprécier J.-J. Rousseau 23 — Comment M. Eugène Martin corrige les compositions de ses élèves 23 — Vom Hilfszeitwort „Sein" 23 — Fastnacht; Blauer Montag 24 — Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums 30 — Undeutsche Betonung 30 — Gymnasialreform und physische Erziehung 40 — Die Namen unserer Wochentage 45 — Pour le latin 55 — Grammatik für Kirchenlatein 55 — „Lacerno birro" 64.

Bücherecke 8, 31, 47, 56, 63

6. Jahrgang Nr. 1. 29. Jan. 1920

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Streiflichter zur ästhetischen Bildung an der Mittelschule. — Beziehungen zwischen Griechen und Juden im 8. vorchristlichen Jahrhundert. — Zunftstube. — Bücherecke.

Streiflichter zur ästhetischen Bildung an der Mittelschule.

Von Dr. P. Magnus Künzle O. M. Cap., Stans.

Die Mittelschule schuldet ihrem Zöglinge eine reiche ästhetische Bildung und Erziehung. Es ist dies ein Postulat der allgemein menschlichen und christlichen Bildung, aber in erhöhtem Maße der Bildung des Menschen und Christen, wie sie dem Mittelschüler mit der ihm notwendigen höhern Bildung eignen soll.

Ist auf diesem Gebiete noch für eine Frage Raum, so kann sie nur das „Wie“ betreffen. Wie kann und soll die Mittelschule in den ihr anvertrauten Zöglingen diese ästhetische Bildung und Erziehung, das Wachstum und die Erstarkung ihrer Zöglinge auf diesem Gebiete möglichst fördern. Die Frage gestaltet sich in ihrer Beantwortung zu einer kleinen Axiomatik der Mittelschule auf ästhetischem Gebiete aus.

Die ästhetische Bildung und Erziehung umfaßt ein doppeltes Moment: ein rein theoretisches, bestehend in den verschiedenen Erkenntnissen, wie sie eine der Mittelschule entsprechende ästhetische Bildung und Erziehung verlangt, aber besonders auch eine praktische, in der eigentlichen Erziehung zum ästhetischen Verhalten und Gestalten.

Mittelschule und intellektuelle ästhetische Bildung.

Muß die Mittelschule ihren Anvertrauten eine ergiebige allgemeine Bildung verschaffen, wie sie von den höhern Lebensständen verlangt wird, so darf sie auch die ästhetischen Kenntnisse der jungen Leute nicht vernachlässigen, sie muß dieselben vielmehr einer der allgemein nötigen Bildung entsprechenden Höhe entgegenführen. Es wird also in der Mittelschule eine Stufe geben müssen, die sich fürs erste formal mit den Begriffen des ästhetischen Verhaltens und Schaffens abgibt. Die Mittelschüler sollten ferner Verständnis haben für die verschiedenen ästhetischen Typen, um eventuell sich selbst auf ästhetischem Gebiete leichter zurecht finden zu können. Die allgemeine Bildung und Erziehung verlangt auch von den jungen Leuten, daß sie wissen, was es um die Welt als Schönheit ist. Deshalb müssen sie auch einen klaren Begriff von allen ästhetischen Werten, also vom Schönen, seinen quantitativen und qualitativen Differenzierungen besitzen. Besonders muß ihnen auch der Begriff der Kunst geläufig sein und die Ausscheidung der Künste. Die Zöglinge müssen in die Kenntnisse vom Wesen und der Technik, von Idee und Form der hauptsächlichsten Künste eingeführt werden. Bietet schon die Poetik im allgemeinen, im besondern die Dramatik, hierin viel Klärung, so besonders die eigentliche Aesthetik, wie sie an den katholischen Gymnasien meist in der obersten Klasse erteilt wird.

Aber auch mit den hauptsächlichsten Erscheinungen der tonischen und bildenden Künste sollen sie vertraut gemacht werden. Was die tonischen Künste betrifft, so geschieht dies einmal im Unterricht in der Musik, sodann in den verschiedenen Literaturgeschichten und der Kulturgeschichte überhaupt. Auf dem Gebiete der bildenden Künste, wie sie wenigstens in den Hauptzügen auch an den katholischen Gymnasien behandelt werden, dürfte es genügen, aber auch erforderlich sein, daß die Schüler mit dem Wesen und den hauptsächlichsten Erscheinungen der verschiedenen historischen Stilrichtungen bekannt werden. Hier wird be-

sonders der Lichtbildervortrag große Dienste leisten können. Allerdings darf er nicht eine Schaustellung sein, sondern an Hand der Haupttypen eine klare und gründliche Einführung in das Wesen und die Formensprache der hauptsächlichsten Stilrichtungen in Architektur, Plastik und Malerei. Damit aber die jungen Leute auch auf diesem Gebiete zum Denken angehalten werden, müssen sie selbst auch in die Diskussion hineingezogen werden; es muß von ihnen Rechenschaft über das Vorgetragene verlangt werden. Beides ist wahr: einseitiger Anschauungsunterricht verblödet, einseitiger Verstandesunterricht entsinnlicht. Es kommt eben auch hier darauf an, daß Leib und Seele zur rechten Stunde sich vermähle.

Die meisten katholischen Gymnasien haben sich auch im Laufe der Zeit eine kleine oder größere kunsthistorische Sammlung angelegt. Ferner besitzen dieselben entweder selbst schöne Kirchen und Bauten, oder es weisen die Flecken und Städte, in deren Umkreis sie sich befinden, derlei Kunstwerke reichlich auf. Zur Kenntnis der heimatlichen Kunsterscheinungen tragen Besuche und Besprechungen viel bei. Wenn den Mittelschülern all diese Mittel geboten werden und sie dieselben gewissenhaft benutzen, dürften sie mit einem Schatze an ästhetischen Kenntnissen die Anstalt verlassen, der einerseits für nicht ästhetische Fachberufe vollständig genügt, anderseits ein fruchtbarer Boden für Spezialstudien sein wird. Jedenfalls haben so die Schüler eine prächtige Grundlage gefunden zur eigenen Weiterbildung auf diesem Gebiete.

Mittelschule und ästhetische Erlebnisse.

Wir verstehen unter solchen das eigentliche ästhetische Verhalten, dieses passiv aufgefaßt als ästhetischer Genuß. Gewiß gehört auch das Verständnis zum ästhetischen Fühlen, namentlich die Angewöhnung zum richtigen Einstellen der ästhetischen Kräfte bei der Betrachtung von Kunstwerken zur ästhetischen Erziehung. Wir haben schon gesagt: wir schulden diese Bildung und Erziehung dem Menschenkind im Zöglinge. Aber nicht bloß das. Die Mittelschule muß ihre Zöglinge nicht bloß einführen in das richtige ästhetische Genießen auf den verschiedenen Gebieten der redenden und bildenden Künste. Sie muß denselben auch solche ästhetische Erlebnisse reichlich verschaffen. Wir möchten hier auch von weitem nicht einem einseitigen Aesthetizismus das Wort reden. Die ästhetische Bildung muß sich dem ganzen Organismus der Gymnasialbildung unterordnen, wie vorher noch den Zielen des Menschen überhaupt. Aber einerseits ist das ästhetische Erlebnis ein absolutes Bedürfnis der Menschennatur, anderseits hieße es den Studenten ohne Gewährung dieser Erlebnisse der Blüte der Gymnasialbildung berauben. Der höhere Mensch soll in ihm ausgebildet werden. Deshalb müssen in ihm eben diese Kräfte auch entsprechend voll und ganz betätigt werden. Das ist nicht möglich, wenn sie nicht oft zur Höhe eines ästhetischen Genusses geführt werden.

Für die Praxis scheint uns dies bei einem rechten, fachmännischen Schulbetrieb und der dazugehörigen Erziehung überhaupt eine sehr leichte und gewissermaßen durch die rechte Bildung und Erziehung von selbst gegebene Sache zu sein. Nehmen wir z. B. den Unterricht in einer antiken Sprache, sagen wir in der Lektüre von Homer. Es wird hier selbstverständlich Aufgabe des Lehrers sein, die Schüler so in das Verständnis von dessen Schöpfungen einzuführen, daß ihnen aus all den eigenen und des Lehrers Arbeiten der ästhetische Genuß an der Beschäftigung mit diesem Klassiker wie eine reife Frucht von selbst in den Geistesschoß fällt. Desgleichen mit dem Unterricht in allen Sprachen und Literaturen. Erst dann hat der Schüler die Kultur eines Volkes verstanden, wenn er die Süße seiner Kunst und deren eigenartigen Eindruck im ästhetischen Empfinden an sich selbst oft und oft erfahren hat. Die betreffende Kultur muß nicht bloß trockene Kenntnis derselben sein, sondern wahrhaftig eigenes Lebensereignis im ästhetischen Empfinden und Fühlen.

Aehnlich verhält es sich mit allen andern Fächern. Wir wissen, auf das klare Verständnis einer Lehre, wenn sie auch an und für sich noch so trocken wäre, stellt sich im Gefühlsvermögen eine entsprechende geistige, oft auch sinnliche Freude ein. Der hl. Thomas sagt so tief und klar: Im Himmel droben geht die Wahrheit von selbst in die Schönheit über. Er gibt auch den Grund für diese nach ihm selbstverständliche Tatsache an. Er liegt nach ihm einzig darin, weil wir im Himmel auch das richtige Verständnis und Licht für die Wahrheit haben. Analog gilt dies auch vom Erkennen im Pilgerleben. Das klare Verständnis einer Wahrheit verschafft uns, die eigene Erfahrung und die Psychologie des Schönen

beweisen es klar, einen ästhetischen Genuß. Jedem ist das Fach am schönsten, das er am besten versteht. Es wäre nun Aufgabe aller Fachunterrichte und Fachstudien, dem Schüler dieses Verstehen und Empfinden der Wahrheit und damit auch den entsprechenden ästhetischen Genuß zu verschaffen.

So vermag auch das sonst so trockene Studium der Mathematik und Philosophie für den Schüler, der wirklich mitarbeitet, zum hohen Genusse zu werden. Dürfen wir aus eigener Erfahrung exemplifizieren, so erinnern wir uns noch wohl, wie wir unter der Anleitung und dem klaren Vortrag von Hochw. Herrn Dr. Schneid in Eichstädt, Gott habe den herrlichen Lehrer selig, von blühender geistiger Freude beim Studium der Philosophie ergriffen und erfüllt wurden. Ich muß jetzt sagen, es waren dies ästhetische Genüsse, allerdings einer höchsten Art, indem eben fast ausschließlich der Geist dabei auf die Rechnung kam. Diese Ideen gehöht, kommen wir zu einer angelischen Aesthetik.

Wie viel Genuß vermag die Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Disziplinen den Schülern zu verschaffen, sagen wir z. B. in der Mineralogie beim Anblick der kleinen kristallinischen Gebilde; sagen wir in der Botanik beim Studium der pflanzlichen Architektonik, der herrlichen Formen und Farben; sagen wir im Studium der Zoologie bei einem vertiefstern Einblick ins Individualleben der Tiere. Wie herrlich muß ein tieferes und verbreiteteres Studium der Astronomie sein! Alles prächtige ästhetische Erlebnisse der Schüler, namentlich, wenn es mehr intellektuelle als sensorische Typen sind.

Zu diesen Quellen ästhetischer Freude an der Mittelschule rechnen wir auch die schönen Ausflüge. Allerdings unternimmt man sie in erster Linie aus Gesundheitsrücksichten. Aber bei den herrlichen Landschaftsbildern, wie sie fast alle unsere katholischen Anstalten umgeben, um hier bloß diese ins Auge zu fassen, kann jeder Spaziergang zum reichen ästhetischen Genusse werden. Ein verständiger und kluger Lehrer wird darauf bedacht sein, den Blick seiner Zöglinge für die Naturschönheiten zu öffnen.

Ferner rechnen wir hierzu musikalische, deklamatorische und theatralische Darbietungen und Aufführungen der Schüler selbst. Man darf nicht meinen, daß die viele Arbeit, welche auf solche verwendet werden, nur Lückenbüsser zur Abspannung der Kräfte seien. Es hieße den bildenden Wert solcher Darbietungen gänzlich verkennen, wenn man z. B. die Spiele in der Fastnachtszeit einzig nur als mehr oder weniger gelungene Ablenker von der Langweile betrachten wollte. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß man solche Aufführungen mit aller Sorgfalt vorbereiten sollte, damit der Jugend ein wirklich ästhetischer Genuß geboten werde. Dann veredeln solche Darbietungen; wir haben den Schülern wirklich eine Lebenserhöhung geboten und das höhere Menschenkind dem Menschenkinde geoffenbart. Wir begrüßen es deshalb sehr, wenn den Musensöhnen das eine oder andere Mal Gelegenheit geboten wird, wirkliche Vertreter der Musen, in ihrem Vortrag und Spiel zu vernehmen; dadurch werden sie einerseits ästhetisch geklärt und erfreut, anderseits zur Nacheiferung angespornt. Schwank und Ulk, wenn nur anständig gehalten, sind den Studenten erlaubt. Sie sind eine notwendige und willkommene Katharsis des angehäuften jugendlichen Uebermutes. Uebrigens haben auch Humor und Witz ästhetische Werte, und wohl dem, der lachen kann.

Vor allem möchten wir hier auch auf den herrlichen Genuß für Menschen- und Christenkind im Zöglinge hinweisen, wie er in einem reicheren Gottesdienste gegeben ist. Hier spielen Natur und Gnade zugleich im Menschengeist und Herzen und führen das junge Menschenkind in Augenblicke ein, die ihm zur Lebensfreude gereichen. Es versteht sich auch von selbst, wie vortrefflich es ist, wenn die Zöglinge sich in ästhetisch tadellosen und richtig geschmückten Räumlichkeiten aufhalten können, wenn überhaupt in der ganzen Einrichtung der nähern Umgebung des Zöglings auf das ästhetische Moment gebührende Rücksicht genommen wird. Durch all diese Faktoren werden die Zöglinge nicht bloß ästhetisch erfreut, sondern tatsächlich ästhetisch gebildet.

Mittelschule und ästhetisches Gestalten.

Ein moderner Aesthetiker, wie ich meine, ist es Müller-Freienfels, spricht einmal den Gedanken aus, daß jeder Schüler, sei es auf diesem oder auf jenem Gebiete, nicht bloß passiv, sondern auch aktiv sich sollte ästhetisch verhalten, mit andern Worten, künstlerisch tätig sein können. Ist das zu viel verlangt? Wenn kein besonders hoher Grad gefordert wird, will es scheinen: nicht.

Kunst ist einmal nach Aristoteles und der ganzen Scholastik die Tüchtigteit, etwas Vernünftiges im Stoffe herzustellen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eben in diesem allgemeinen Sinne jeder Mensch auf irgend einem Gebiete sich also zu betätigen hat. Doch fassen wir den Begriff enger, als die schöne Kunst, daher als die Tüchtigkeit, etwas aus eigener Kraft und Empfindung schön darzustellen. Im Grunde verlangen wir diese von jedem Aufsatze in der Muttersprache oder bei den vorgerückteren Schülern in irgendwelcher Fremdsprache. Es ist von selbst einleuchtend, daß das Leben nicht bloß auf materiellem, sondern auch und vorab auf geistigem Gebiete Qualitätsarbeit verlangt. Solche fordert ein jeder Lehrer, der auf die wahre Bildung und den Fortschritt seiner Schüler bedacht ist. Also tritt wieder mannigfach das Postulat an die Mittelschule, ihre Schüler auch im ästhetischen Gestalten zu unterrichten, zu üben und auszubilden. Die Mittelschule sucht aber dieser ihrer Aufgabe nicht bloß, gewissermaßen in einem weitern Sinne, zu entsprechen, indem sie in allen Fächern so weit als nur möglich, selbständige, gereifte Arbeit verlangt, sondern schließt in den Kreis ihrer Disziplinen auch eigene Fächer, in denen sie es auf eigentlich künstlerische Leistungen absieht. Wie betont sie diese Forderung im Deutschunterricht. Dieser will nicht bloß die Technik der deutschen Sprache betreiben, sondern sucht so viel als möglich, namentlich in den obern Klassen, das eigene schöpferische Schaffen und Gestalten des Schülers anzuregen, zu entwickeln. Wie gesagt, findet dies in seiner Art im abgeschwächten Sinne in jedem vernünftigen und ergiebigen Sprachunterrichte statt.

Erfreulicherweise wird auch am Gymnasium zunehmend die Musik gepflegt, sei es als Vokal- oder Instrumentalmusik, wieder ein Feld, auf dem der Schüler wenigstens in der Vortragskunst sich bilden kann.

Wir haben es sodann nicht bloß in direkt praktischem Interesse sehr gerne gesehen, daß auch der Zeichenunterricht von der eidgenössischen Matura verlangt wird. Damit wird auch das Verständnis für die bildende Kunst in den jungen Leuten geübt und die schöpferischen Kräfte selbst in dieser Richtung geweckt. Sehr erfreulich ist es ferner, wenn an der Mittelschule auf einer höhern Stufe die Malerei gepflegt wird. Wenn es auch wenige sind, welche diese Stufe mit Erfolg betreten können, so finden sich doch auf dem Gymnasium auch Talente, die sich mit ihren Leistungen sehr wohl sehen lassen dürfen. Zum wenigsten wird das vorhandene Talent erkannt und gefördert. Desgleichen gefällt es uns, daß da und dort auch Gelegenheit für Uebung im Formen, also in der Plastik, geboten wird. Warum sollten sich nicht auch auf diesem Gebiete an der Mittelschule Talente finden und konsequent der Ausbildung entgegengeführt werden?

Man spricht auch von einer Kinästhetik, einer Aesthetik, welche die Bewegungen des menschlichen Körpers zum Gegenstande ihrer Untersuchung hat. Wir rechnen dazu vor allem das Turnen. Gewiß bietet dieses, recht gepflegt, viele ästhetische Momente und kann es auch auf diesem Gebiete wahrhaft künstlerische Leistungen geben. Nicht daß wir, wie das vorgeschlagene neue Maturareglement verlangt, einer starken Vermehrung des Turnunterrichtes rufen möchten, aber daß auch das Turnen ästhetisch aufgefaßt und geübt werden kann und soll, steht außer Frage.

Die Theatervorstellungen üben die Schüler auf einmal in einer Reihe von Künsten, der Deklamation, im Gesang und der Kinästhetik oder Autoplastik.

Ziehen wir das Fazit aus diesen Gedanken, so müssen wir sagen: die ästhetische Bildung ist in jeder dieser dreifachen Richtung als intellektuelle Bildung, als ästhetisches Verhalten und Schaffen an der Mittelschule sowohl Unterrichtsprinzip als auch Unterrichtsfach. Als Mehrung der ästhetischen Kenntnisse dient am Ende direkt oder indirekt jedes Fach, indem auf jedem Gebiete bewußt oder unbewußt ästhetische Werte zur Kenntnis geführt werden.

Dasselbe, nur in erhöhtem Maße, ist beim ästhetischen passiven Verhalten der Fall. Es gibt absolut kein Fach menschlicher Bildung und Uebung, mit dem sich nicht ästhetische Erlebnisse verbinden ließen. Und da die Mittelschule dem Menschen eben eine allseitige höhere Bildung und Verfeinerung vermitteln soll, so ist es Aufgabe eines jeden Fachlehrers, dahin zu wirken, daß dem Schüler, soweit es nur die Gewinnung von praktischen Kenntnissen zuläßt, auch die betreffenden ästhetischen Genüsse bereitet werden. Bei dieser Stellung als Unterrichtsprinzip des Aesthetischen in der Mittelschule muß es auch Fächer geben, in denen fachgemäß das ästhetische Erlebnis

gepflegt wird, so, wie dargetan, der Deutschunterricht, Gesang, Kunstgeschichte 2c.

Endlich können wir uns kein Fach vorstellen, wo das Gymnasium und die Mittelschule überhaupt das ästhetische Schaffen, wenigstens in einem weitern Sinne gefaßt, nicht pflegen sollte. Nebstdem wird auch der Unterricht im ästhetischen Schaffen eigentlich Unterrichtsfach, indem wir eben eine ganze Reihe von Fächern haben, durch welche die Mittelschule das ästhetische Schaffen in ihren Zöglingen fördern kann und will.

Wir wiederholen: wir möchten auch nicht von ferne einem sogen. Aesthetizismus das Wort reden, also einem Systeme, das die ästhetische Bildung als Selbstzweck betrachtet im Sinne des l'art pour l'art. Auch uns ist die ästhetische Bildung nur ein Mittel zu all den wirklichen Lebenszwecken, wie sie die Natur der Sache mit der Mittelschule verbindet, also in letzter Hinsicht ein Dienst in der religiös-sittlichen Bildung und Erziehung des jungen Menschen. Aber wir können es uns nicht verhehlen, daß die ästhetische Bildung nicht bloß Gegenstand eines Spezialfaches sein darf, sondern daß sie nebstdem auch Unterrichtsprinzip, namentlich an der Mittelschule sein muß. Noch einmal: warum? Alle Fächer haben in der Fülle ihrer Wahrheiten auch ebenso reiche ästhetische, passive und aktive Werte, und diese müssen im Interesse von Mensch und Christ im Zöglinge voll ausgeschöpft werden. Der Gott aller Schönheit hat die geschöpfliche Schönheit auf den Menschen gestimmt und den Menschen auf diese, zwar nicht in dem Sinne, als ob der Mensch das letzte Maß aller Dinge wäre, wohl aber in der Auffassung, daß eben beide nach Gottesplan eine große harmonievolle Offenbarung der Schönheit Gottes sind, und daß nach diesem Plane die sichtbare, geschöpfliche Schönheit erst dann ihr Ziel erreicht, wenn sie vom Menschen geschaut und gekostet wird. Zu dieser Vermählung von Weltschönheit und Menschenkind muß planmäßig auch die Mittelschule ihren Teil beitragen; sie bereitet damit auch jene unergründliche Vermählung von Gottesschönheit und Menschenauge vor, wie sie den wahrhaft schönen Menschenkindern in der visio beatifica zuteil wird.

Beziehungen zwischen Griechen und Juden im 8. vorchristlichen Jahrhundert.

Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg.

1. Midas.

Als im Jahre 728 Taglath-phalasar von Assur gestorben war, folgte ihm sein Sohn Salamanassar bis 721. Seine offenkundig schwache Regierung benutzten die unterworfenen Gebiete am mittelländischen Meere zu Bündnissen unter einander, oder mit der neuen ägyptischen Dynastie der Kuschiten. Da konnte es nicht fehlen, daß auch die griechischen Seefahrer und Seeräuber kühner vorgingen.

Da ist besonders Midas aus Phrygien zu nennen. Die assyrischen zeitgenössischen Nachrichten nennen ihn Mita von Muski = Mosker (hebr. Mosoch).

Auf Salmanassar aber folgte 721 Sargon, der nun mit starker Hand eingriff und die unter seinem Vorgänger und gelegentlich des Thronwechsels Abgefallenen wieder zur Pflicht zurückbrachte. So meldet nun Sargon in der Annaleninschrift 46 ff:

„Im 5. Jahre meiner Regierung verging sich Pisiris von Karkemis gegen die Gebote der großen Götter. Er sandte zu Mita, dem Könige von Muski betreffs Feindseligkeiten gegen Assur. Ich betete zu Assur, meinem Herrn, und führte ihn samt seiner Familie in Fesseln fort. . . . Assyrer siedelte ich in Karkemis an." (Dasselbe steht Annalen des Saales XIV, 41 ff.)

Annalen 94 ff: „Die Stadt Ab . . ., des Landes Kue (in der kilikischen Ecke), welche Mita, der König von Muski, weggenommen hatte, eroberte ich; ihre Beute führte ich fort."

C 21: „Kue und Tyrus verschaffte ich Ruhe, indem ich die Jonier wie Fische aus der Mitte des Meeres herausholte."

Annalen, 7. Jahr: „Mita von Muski; in seinem Gebiete brachte ich seinen Kriegern eine Niederlage bei. Die Städte Harrua und Usnanis, Festungen des Landes Kue, welche er seit langem weggenommen hatte, gab ich zurück" (an Kue?).

Prunkinschrift 29: „Dem Ambaris von Tabal, den ich auf den Thron Hullis, seines Vaters, gesetzt, hatte ich meine Tochter

samt Kilikien, das nicht zum Gebiete seiner Väter gehört hatte, gegeben und sein Land vergrößert. Er aber bewahrte die Treue nicht, sondern sandte zu Ursa von Uratu und Mita von Muski, welche meine Gebiete beraubten, seinen Boten. Amris samt der männlichen Sippe, den Nachkommen des Vaters, die Edlen seines Landes samt hundert seiner Streitwagen überführte ich nach Assur."

Annalen des Saales XIV 11ff: „Jamani (= der Jonier) von Asdod fürchtete meine Waffen. Seine Frau, Söhne und Töchter ließ er zurück, floh nach den Grenzen Aegyptens, welches zum Bereich Miluhhas gehört, und ließ sich dort als „Sarzene" nieder. Ueber sein ganzes großes Land und seine versprengten Untertanen setzte ich meinen Beamten als Statthalter und vergrößerte so das Reich Assurs, des Königs der Götter. Den König von Miluhha schmetterte die Herrlichkeit Assurs, meines Herrn, nieder; er warf ihn an Händen und Füßen in eiserne Fesseln und ließ ihn nach Assur vor mich bringen. — Ich plünderte Sinuhtu, Samaria und das ganze Land Bit-Humria (Israel). Die Jonier, die mitten im Westmeer (wohnen), fing ich wie Fische und rottete Kasku, Tabal, Hilakku (Kilikien) aus, vertrieb Mita, den König von Muski. Bei Rapihi besiegte ich Aegypten und nahm Hanno von Gaza gefangen. Und unterwarf 7 Könige von Jonien (resp. Kypern), welches einen Weg von 7 Tagen inmitten des Westmeeres liegt."

Die Unterwerfung dieser kyprischen Städte schildert Sargon genauer Annalen 383, Prunkinschrift 145 und Stele Col 2. An letztgenannter Stelle lautet der Text: „Auch sieben Könige des Landes Ja (Assyrisch: Janigi = ? Jonike) auf Kypern, welches einen Weg von 7 Tagen inmitten des Westmeeres liegt, deren Wohnsitz fern ist, von denen seit ferner Zeit unter den Königen, meinen Vätern, keiner den Klang ihres Namens gehört hatte, hörten von meinen Taten, welche ich unter den Chaldäern und Hettitern (Syrien) verrichtet hatte, inmitten des Meeres in der Ferne, und ihr Mut verließ sie, Schrecken ergriff sie. Gold, Silber, Geräte aus Usu- und Ukarinu-Holz, die Schätze ihres Landes, brachten sie nach Babel vor mich und küßten meine Füße."

Nun schlug auch dem Mida selber seine Stunde. Sargon meldet in der Prunkinschrift 149: „Während ich die Niederlage von Bit-Jakin (der Aufständischen Babels) und der Aramäer (deren Verbündeten) und gegen Jatburi an der Grenze Elams (Susa) die Gewalt meiner Waffen kehrte, war mein Beamter, der Statthalter von Kue, welchen Mita samt drei seiner Bezirke angegriffen hatte (?), ausgezogen, hatte seine Städte zerstört, verwüstet, verbrannt und reiche Beute weggeführt. Jener aber, Mita von Muski, welcher sich den Königen, meinen Vorfahren, nicht unterworfen hatte und nie Gesandtschaft geschickt hatte, sandte seinen Boten, welcher mir die Unterwürfigkeit erklären und Tribut und Abgaben bringen sollte, an das Ostmeer vor mich."

Midas und die kyprischen Städte unterwarfen sich also gleichzeitig, Midas etwas vorher, indem seine Gesandtschaft Sargon noch im Lager fand, die Städte aber dem nach Babel heimkehrenden huldigten (709).

Nun berichtet die bei Diodor und Hieronymus aufbewahrte Thalassokratieliste, daß die Phryger 25 Jahre die Seeherrschaft ausübten. Rechnet man von 709 diese Jahre aufwärts, so kommt man ins Jahr 734, in die letzten Jahre Taglat-phalasars und erhält damit die ganze Wirkenszeit Midas als Haupt der Seeherrschaft. Diese findet an den Nachrichten Sargons eine helle Beleuchtung, besonders wenn man den naheliegenden Schluß zieht, daß hinter den jonischen Ueberfällen in Kue, Tyros, Asdod eben dieser Midas gestanden hat.

Aus dieser Zeit scheint mir nun der Psalm 119 (Vulg.) zu stammen:

Zum Herrn in der Bedrängnis ruf ich,
er wird mich hören:
Rette mich aus Trugeslippen,
aus Lästerzungen.

Wie wird dir werden, was dir kommen,
du Lügenzunge?
Der starke Gott schärft seine Pfeile
in Ginstergluten.

O weh mir, daß ich weilen muß
bei Mosoks (Hütten).
(O weh mir), daß ich wohnen muß,
bei Kedars Zelten.

Ach schon zu lang verfließt mein Leben
bei Friedenshassern,
bin ich auch friedlich, sprech ich mit ihnen,
sie schmähn mich gleichwohl.

(Die Kedarener wohnten östlich von den Muski = Mosok.) Stellen wir uns vor, der Beter und Dichter des Psalmes sei ein Gesandter Jerusalems bei Midas und bei den Kedarenern, zeitweilig natürlich, gewesen, so gewinnt das Lied seinen rechten und geschichtlich gut möglichen Rahmen.

In diese Zeit, wo Sargon sich Babel unterwarf und wo Kypern wie Midas ihre Boten mit der Unterwerfung zum Assyrerkönig entsandten, wo das sidonische Reich mit der Hauptstadt Tyrus gleicherweise in den Fesseln Assurs lag, wenn auch Tyrus selber seine Tore nicht geöffnet hatte, in diese Zeit hineinfällt das 23. Kapitel des Propheten Jesaja, an dem man schon so viel herumdeutelte, weil man die Situation nicht kannte. Der Schluß lautet in neuer Uebersetzung:

Last über Tyrus.

Die Hand streckte er aus übers Meer,
erschütterte die Reiche,
Jahwe gab Befehl gegen Kanaan,
zu zerstören seine Festen.
Nicht sollst du mehr jubeln,
vergewaltigte Tochter Sidon;
auf, fahr nach Kypern, aber auch da
ist keine Ruhe für dich.

Siehe, das Land der Chaldäer dort,
das Volk ist nicht mehr.
Assur gab es den Wüstentieren,
errichtete Belagerungstürme,
zerstörte ihre Paläste,
legte es in Trümmer.
Heulet ihr Tarsis-Schiffe,
euer Hort ist hin.

Man beachte, wie Jesaja, der Rektor der Universität zu Jerusalem und der geheime Hofrat seiner Majestät des Königs Ezechias von Juda, Tyrus mit demselben Gedanken seine Ohnmacht klarmacht, aus dem heraus auch Kypern selber sich Sargon unterwarf: nämlich, wenn Babel fiel, dann könnt auch ihr euch nicht halten.

(Schluß folgt.)

Zunftstube.

Gottes reichster Segen befruchte die Arbeit unserer Leser im begonnenen Jahr! Herzlichen Dank allen unsern treuen Mitarbeitern für ihre opferwillige Unterstützung! Wir hegen nur den einen Wunsch, daß sich ihr Kreis erweitern möge. Wir können es nicht glauben, daß nur den Herren Professoren am Obergymnasium und Lyzeum glückliche Ideen aufsteigen und lehrreiche Erfahrungen sich bieten. Es sind ja nicht lange Abhandlungen, was wir erbitten, sondern nur wenigstens Anregungen, Lesefrüchte usw. für die „Zunftstube". Also frisch hervor hinter dem Ofen und den Kollegen etwas erzählt! B. E.

L'Enseignement grammatical. — L'Enseignement chrétien (1er Juin 1919) émet sur ce sujet des pensées que nous résumons ici: Le rôle de la grammaire est capital; le plus humble exercice grammatical concourt à la formation de l'esprit de l'enfant et lui apprend à raisonner. Mais la fin principale de la grammaire est de donner à l'élève l'intelligence de la langue, qu'il doit apprendre à parler et à écrire correctement: ce qu'il ne saurait faire sans comprendre les textes. Les études grammaticales sont donc le vestibule des études littéraires: elles en sont aussi le fondement. — Procédé inductif ou déductif? Ne suffit-il pas que l'élève se fasse sa grammaire à lui-même à l'occasion de la lecture des textes? Non, ce travail n'est pas à sa portée. Même avec l'aide du maître, ce procédé resterait fragmentaire et incohérent. Que l'enseignement soit donc théorique. Toutefois, le professeur aura soin d'expliquer d'avance la leçon en partant des exemples pour en extraire la règle. Ainsi on restitue à la grammaire l'aspect inductif qu'elle doit avoir pour être véritablement scientifique. — Le texte de la grammaire et surtout les exemples doivent être appris par cœur et récités en classe, et cela dès les classes élémentaires; tout ce qui s'ajoutera plus tard à ces premières connaissances se condensera autour d'elles; sans ce premier fondement, les acquisitions successives s'évanouiraient aussitôt qu'apparues dans l'esprit. — Dans les exercices morphologiques, il faut mettre de bonne heure les élèves en face de petites phrases complètes: le travail y gagne en intérêt; pour les exercices de syntaxe, choisir de préférence les phrases empruntées aux meilleurs écrivains classiques: cela habitue peu à peu les élèves à l'usage de la bonne langue. Joignez à ces exercices l'étude de textes suivis (thèmes et versions) et de récapitulations. — Il est très important de réaliser l'unité et la continuité dans l'enseignement grammatical. Qu'on se serve de la même ter-

minologie pour l'analyse grammaticale et l'analyse logique, dans toutes les classes; qu'on évite la multipicité des manuels. Des «Conférences pédagogiques» établiraient l'entente entre les professeurs. Chr. Favre.

Unsere Hymnen. Wie die Jahresberichte zeigen, werden mancherorts die kirchlichen Hymnen im Lateinunterricht übersetzt und erklärt. Den betreffenden Lehrern mag es zur Genugtuung, andern aber zum Ansporn gereichen, wenn wir auf ein Wort hinweisen, das Hr. Erziehungsrat Biroll an der Delegiertenversammlung des Kathol. Volksvereins des Kts. St. Gallen gesprochen hat. Er sagte, nachdem er vom Anschluß an das Kirchenjahr geredet hatte:

„Hätte ich Lehrer von kathol. Lateinklassen vor mir, dann hätte ich die inständige Bitte: Gebt doch Euern Schülern für den Gang durchs Leben und in die Ewigkeit die wunderbaren Hymnen und Sequenzen der Kirche mit! Zum Beispiel:

Ave maris stella; Jesu dulcis memoria; Lauda Sion salvatorem; O Jesu ego amo te; Pange lingua; Stabat Mater; Te Deum laudamus; Veni sancte spiritus; Veni Creator.

Es ist ein Schatz und der beste Sinnesinhalt." B. E.

Falsche Betonung. Neuerdings will sich die Betonung „Offenbárung" einschleichen. Das ist Berlinerbetonung, wie Bürgermeister statt Bürgermeister, wie es der Sachse richtig betont. Regel ist, daß das Bestimmungswort, nicht das Grundwort betont werde, wo nicht dieses hervorgehoben werden will. Ueberdies haben wir die starre Betonung anstelle der indogermanisch fließenden: Ein Wort mag noch so viele Vor- und Nachsilben erhalten, es behält den Ton auf der ursprünglichen Silbe, ausgenommen „lebéndig" statt „lébendig". F. A. H.

Die Ableitung der Verbalformen auf „tschen". Der allemannischen Mundart sind viele Verben auf tschen eigen, deren Ableitung nicht gerade durchsichtig ist. Ich stelle hier einige Gleichungen zur Beurteilung vor.

Ausgehend von der sichern Ableitung von Küetschi von Kuh, Meitschi von Magd möchte ich folgende Gleichungen vornehmen:

Kätschen von kauen, läutschen von laufen, plotschen von platt, rätschen von raten, geitschen von gaaggen, rütschen von reiten (ältere Form der Rüter statt Reiter), tütschen von (lateinisch) tundere, Stamm tud, lätschen von Lefze, wofür mit dem Bildungselement tsch auch Lätsch gebildet wird, putschen von (lateinisch) pungo, Stamm pug, glitschen von gleiten, trätschen von treten, taatschen von talpen. Dr. Herzog, Baldegg.

Eine aussterbende Gruppe von Zeitwörtern. Früher kannte das Deutsche eine Gruppe von Zeitwörtern, die den Sinn ausdrückten: einen zu etwas machen, einen als etwas hinstellen. So sagte man: einen laugnern, einen als Lügner hinstellen. Jetzt ist noch gebräuchlich: einen hansen, hänseln, als dummen Hans oder Hänsel hinstellen. Auch fötzeln, einen als Fötzel hinstellen. Bald verschwunden ist: einen lumpen, als Lump hinstellen. Dr. Herzog, Baldegg.

Bücherecke.

Wasserzieher, Dr. E., Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. LVI u. 164 S. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandl. 1919. Geb. Mk. 8.—.

Wir haben in Nr. 3 des letzten Jahrganges die zweite Auflage des Werkleins zur Anzeige gebracht. Daß es innert Jahresfrist drei Auflagen erreichte, spricht für seine Brauchbarkeit. Der zweiten Auflage gegenüber weist die vorliegende besonders im ersten allgemeinen Teil eine große Bereicherung auf. Auch der Einband hat an Festigkeit und Gefälligkeit gewonnen. P. B. E.

Wasserzieher, Dr. E., Leben und Weben der Sprache. Zweite, stark vermehrte Auflage. IX und 280 S. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. 1920. Geb. Mk. 9.75.

Das Buch bietet in rund 40 angenehmen Plaudereien eine praktische Ausmünzung eines Teiles des im vorgenannten Wörterbuch enthaltenen Stoffes. Es ist vorzüglich geeignet, dem nicht fachmännisch gebildeten Leser zu einem tieferen Verständnis der Sprache zu verhelfen und ihn auf die großen, besonders kulturgeschichtlichen Schätze hinzuweisen, die sie dem oberflächlichen Blick entzogen in ihrem Schoße birgt. Eine anregende Gabe für unsere Mittelschüler. P. B. E.

6. Jahrgang. Nr. 2. 25. März 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Rob. Hugh Bensons historische Romane. — Beziehungen zwischen Griechen und Juden im 8. vorchristlichen Jahrhundert. — Die abgeleiteten Verbalformen auf tschen

Rob. Hugh Bensons historische Romane.

Von Sr. M. Ed., Menzingen.

Robert Hugh Benson, der 1914 verstorbene englische Konvertit, Priester und Schriftsteller, ist auch in unsern Landen längst kein Unbekannter mehr. Kurz nach seiner Konversion im Jahre 1903 erregte er allgemeines Aufsehen durch seine Werke, die bald die Runde um die Welt machten. Besonders wertvoll sind seine drei geschichtlichen Romane aus der Zeit der englischen Reformation: The King's Achievement, The Tragedy of a Queen und By what Authority?, „Des Königs Werk“, „Die Tragödie einer Königin“ und „Mit welchem Recht?“ Wenn ich Benson hier aufgreife, so geschieht es nicht in der Absicht, Neues zu bieten — Benson gehört ja heute beinahe schon zu den Vergessenen — ich möchte nur hinweisen auf den tiefen kulturgeschichtlichen Gehalt der drei Romane, welcher ihnen den dauernden Wert sichert. Einige biographische Angaben mögen einleitend über den Lebensgang des Dichters orientieren.

Robert Hugh Benson wurde geboren am 16. Nov. 1871 als jüngster Sohn des nachmaligen Erzbischofs von Canterbury, des Primas der englischen Hochkirche. Sein ältester Bruder, der auch als Schriftsteller bekannte Arthur Christopher Benson, schildert ihn in seinen „Memoirs of a Brother“ als ein lebhaftes, erfinderisches, geistig geweckes Kind ohne jede Sentimentalität. Das hocharistokratische Leben Englands mit Spiel und Sport liebte der Jüngling leidenschaftlich, und ein tiefer Nationalstolz ließ ihn in Begeisterung glühen für sein Land und seine Kirche. Nach Vollendung seiner Studien entschloß er sich zum geistlichen Stand und wurde von seinem Vater 1895 ordiniert. Aber schon im folgenden Jahre brach seine Gesundheit zusammen, und ein Aufenthalt in Aegypten sollte sie ihm wieder geben. Hier, fern der Heimat, kam allmählich ein Wandel in seine religiösen Ansichten. In bitterer Erfahrung sah er, wie wenig die selbstbewußte, stolze Hochkirche im Ausland bedeutete, und die ersten Zweifel regten sich zögernd in seiner ringenden Seele. Das Betreten einer schlichten katholischen Dorfkirche in Aegypten brachte ihm endlich den Gegensatz zwischen den beiden Kirchen mit Wucht zu voller Klarheit. Hier empfand er zum erstenmal, wie er selbst sagt, daß Rom Recht haben mochte. Diese Empfindung vertiefte sich in ihm auf seiner Heimreise durch Palästina. 1901 war seine innere Umwandlung so weit ausgereift, daß er den entscheidenden Schritt tat und sich von der Hochkirche trennte trotz aller Schwierigkeiten, die ihm aus seiner hocharistokratischen Abstammung erwuchsen. Nach gründlichen Studien und reiflicher Ueberlegung trat er am 11. Sept. 1903 zur katholischen Kirche über. An Allerheiligen des gleichen Jahres verreiste er nach Rom, und 1904 kehrte er als neugeweihter Priester nach England zurück, wo er zuerst in Cambridge und dann in Buntingford wirkte. Dreimal hielt er in Rom bei besonderen Anlässen Predigtzyklen, ebenso oft in Amerika. Der Tod riß ihn unerwartet mitten aus seiner gesegneten Wirksamkeit heraus am 19. Oktober 1914.

Aus Bensons historischen Romanen spricht vor allem der Priester und Konvertit; aber daneben verraten sie auch den gründlichen Kenner der englischen Geschichte, des

englischen Volkes und Landes. Ein ganzes Jahrhundert zieht in diesen drei Bänden in Licht- und Farbenfülle an uns vorüber und eröffnet ungeahnte Perspektiven in eine längst versunkene Welt. Sie machen einen überwältigenden Eindruck, den man in seiner Seele dauernd festhält, diese monumentalen Gestalten eines Heinrich VIII., einer Maria der Katholischen, einer Elisabeth. Sie sind uns längst bekannt aus Geschichte und Literatur, und doch ist es uns, wenn wir Benson lesen, als würden wir erst jetzt in ihre tiefste Seele schauen.

„Des Königs Werk" ist eine Darstellung der Klösteraufhebung unter Heinrich VIII., „Die Tragödie einer Königin" behandelt die Regierung Maria der Katholischen, und „Mit welchem Recht?" kennzeichnet die Regierung Elisabeths. Jeder Roman ist unabhängig vom andern und kann als abgeschlossenes Ganzes genossen werden. Dennoch besteht eine doppelte innere Verbindung zwischen ihnen, die den Genuß bedeutend erhöht. Einmal liegt sie im chronologischen Zusammenhang der historischen Persönlichkeiten und Tatsachen. Dieser ist von großem Vorteil für das Erfassen der pragmatischen Zusammenhänge und der inneren Entwicklung der Periode von 1536—1590, in der Englands junge Kraft sich zu recken und zu dehnen begann und zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte. Daneben besteht aber noch eine zweite Art Verbindung zwischen dem ersten und dritten Romane. Der dritte greift zum Teil die Persönlichkeiten des ersten wieder auf, bleibt aber durchaus unabhängig. Der zweite Teil hingegen schafft vollständig neue Situationen. In ihm rückt das Familiengemälde und das Romanhafte am meisten in den Hintergrund.

Die drei Romane sind, wie schon angedeutet, in erster Linie eine großartige Apologie unserer Kirche und des Papsttums; aber sie bieten doch eine Fülle von wertvollen historischen Momenten aus dem politischen, kirchlichen und kulturellen Leben des 16. Jahrhunderts. Vollständig ist das Bild nicht; manche Ereignisse der äußeren und inneren Politik des Inselstaates werden nur gestreift. Keine der historischen Persönlichkeiten erscheint im vollen Lichtreflex; aber das Charakteristische ist mit feinem künstlerischem Takt durch scharfes Schlaglicht beleuchtet. Hauptrollen spielen Heinrich VIII. und sein Minister Thomas Cromwell, Maria die Katholische, Elisabeth und neben ihr Walsingham, dann der Jesuit Campion und Franz Drake. Außerdem finden sich an historisch bedeutenden Persönlichkeiten noch erwähnt und mehr oder weniger einläßlich charakterisiert: Thomas Morus und Bischof Fisher von Rochester, Wolsey, Dr. Layton, Anna Boleyn, Bischof Gardiner von Wincheſter, der Kardinal Pole, Erzbischof Grindal von Canterbury, Burley, Leicester, Dr. Allen u. a.

Im Vordergrund steht die Gestalt Heinrich VIII., mehr als Mensch, denn als Politiker gezeichnet, ein Mann, in dem jede Muskel des Gesichtes und jede Bewegung die Leidenschaft verrät, eine gewaltig imponierende Erscheinung von unfehlbarer Wirkung. Benson weist uns auch auf den tieferen Grund dieser Autorität hin, indem er keinen Anstand nimmt, ihn wiederholt geradezu als „Ungeheuer", als „Bestie" zu bezeichnen, und dieser Gesichtspunkt ist ihm maßgebend für das ganze Gemälde, das uns unwillkürlich an Holbeins bekanntes Porträt erinnert. Es sei nur folgende Stelle herausgehoben: Einer, der auf die königliche Audienz wartete, hatte die Vorstellung, daß er sich irgend einem mächtigen Ungeheuer nähere, das hier sein Lager gemacht und das hier durch diese verschwiegenen Diener bewacht wurde. Irgend jemand konnte ihm nun das Innerste in dem Labyrinth zeigen, wo die Kreatur auf der Lauer lag. Einer der Anwesenden mochte öffnen, und ein wildes, von Blut und Geifer triefendes Gesicht konnte heraussehen." Und an einer andern Stelle: „Er war in der Feste der gewaltigen Bestie, welche England beherrschte; er befand sich innerhalb der Treffweite dieser blutbefleckten Klauen und Zähne." Und das soll der Mann sein, der einst als Kind unter den zarten Händen eines Fisher sich so zukunftsfroh entwickelte und so unschuldig seine hellen Knabenaugen aufstrahlen ließ in der Freude an allem Hohen und Reinen? Im düstern Kerker des greisen Bischof Fisher dämmert es empor in lichtvoller Feierlichkeit, das zarte Bild aus seines Fürsten, seines Zöglings frommer Jugendzeit. Und dann wandert Fishers wehmütiges Sinnen hinüber nach Cromwells Palast. Dort wohnt der Mann mit dem Herzen von Stein und dem Willen von Erz und der Faust von Eisen, unter deren Druck der Fürst zur Bestie ward.

Thomas Cromwell erscheint wirklich als Seele der ganzen Politik Heinrichs, er ist die Staatsomnipotenz, er der große Hetzer gegen Kirche und Klöster, der geschmeidige,

geriebene Diplomat ohne Herz und Gewissen, der das unbedingte Vertrauen Heinrichs besaß. Die Klosteraufhebung, die den Kern des ersten Romanes bildet, erscheint vollständig als Cromwells Werk. Er bearbeitet seine Agenten, erwürgt ihr Gefühl und Gewissen, lehrt sie, Vermutungen, Klatschgeschichten über das Klosterleben, „Man sagt"-Erzählungen ohne Untersuchung einfach als Beweismaterial zusammenzustellen und zu benützen. Wenn der Schleier von all den Ungerechtigkeiten so vor unsern Augen gelüftet wird und wir hineinsehen in die innersten Triebfedern jener Gewaltsakte: Sinnlichkeit und Habsucht — dann überkommt es uns wie eine Offenbarung. Erst, wenn wir eine so wahre, vornehme, objektive Beschreibung des Klosterlebens gesehen, wie sie Benson bietet, wenn wir die Schönheit des gemeinsamen Arbeitens und Betens und Ringens um ideale Güter geschaut und dann gesehen, wie niedere Vorurteile und Gewinnaussichten die blühendsten Klöster vernichteten und die treuen Mönche auf das Schafott führten — dann wird einem die Geschichte zum ureigensten Seelenerlebnis.

Das Bild wäre unvollständig, würde uns der Dichter nicht auch die leuchtendsten Gestalten jener Zeit vor Augen führen. Mehrere ausgedehnte Kapitel widmet er Thomas Morus und Bischof Fisher von Rochester. Ersterer ist weniger in seiner erstklassigen Gelehrsamkeit als in seinen hohen Eigenschaften des Herzens und Gemütes, als vornehme Persönlichkeit erfaßt, wohl wegen des Kontrastes zu Cromwell. Es ist ein unbeschreiblich wohltuendes Gefühl, das man empfindet, wenn man ihn in seinem still-idyllischen Heim in Chelsea im Kreise seiner Familie und Freunde in seiner ganzen Natürlichkeit, Ungezwungenheit und Einfachheit verkehren sieht. Besonders wirkungsvoll ist dann auch der Schlußakkord dieses bedeutenden Lebens getroffen, dessen Dominante eine bezaubernde Schlichtheit und unwandelbare Heiterkeit angesichts des Todes bildet. — In den Kapiteln „Gefangener und Fürst" und „Der hl. Purpur" zeichnet Benson den edlen Priestergreis von Rochester in rührender Größe und Schlichtheit, und der Gegensatz zwischen dem tiefsten Elend und der höchsten seelischen Kraft dieses Mannes gehört zu den ergreifendsten Partien des Romans.

In der „Tragödie einer Königin" begegnen uns am wenigsten historisch bedeutende Gestalten. Maria die Katholische steht im Zentrum der Handlung, neben ihr nur Gardiner, der Bischof von Wincheſter, ihr Berater und Seelenführer, und Philipp II., der indes nur für kurze Zeit auftaucht, trotzdem die spanische Heiratsangelegenheit sich durch den ganzen Roman zieht. Maria die Katholische in ihrer persönlichen Eigenart zu schildern und daraus den ganzen schweren Bankerott ihrer Politik zu erklären, das ist offenbar des Dichters Absicht. Maria, die 37jährige Braut Philipps, erscheint als durchaus unsympathisch, als eine starre Natur, die nicht imstande ist, sich zu äußern, der es an Heiterkeit und Begehrlichkeit des Geistes gebricht, mit kalten, schwarzen Augen, blassen Wangen und abgelebten Gesichtszügen und einer abstoßenden, gravitätischen Art, die sich nicht herablassen und nicht anpassen kann. Ihr Wesen entbehrt jeder natürlichen Liebenswürdigkeit, und doch hat sie den ernsten Willen, ihrem Volk den katholischen Glauben, an dem sie mit Ueberzeugung und Kraft hängt, wiederzugeben, in allem aufrichtig und wohlmeinend das Rechte und nur das Rechte suchend. Darin liegt eben das tief Tragische in dieser Königin, daß ihre eigenartige Persönlichkeit ihr jeden Erfolg nach außen unmöglich machte, obwohl das aufrichtigste Wohlwollen ihn erstrebte. Was Wunder, wenn die junge, geistreiche, liebenswürdige Elisabeth die oberflächliche Volksseele im Banne hielt und begeisterte, was Wunder, wenn ihr jedes Spiel gegen die verhaßte Halbschwester gelang und sie mit rauschendem Beifall ihre Komödie spielte, die sie in der Oeffentlichkeit als Märtyrin und im geheimen als falsche Intrigantin erscheinen ließ? Der Gegensatz der beiden Frauen ist sehr wirkungsvoll markiert: hier die lauterste Redlichkeit des Willens und Aufrichtigkeit in der Gesinnung, lahmgelegt durch ein abstoßendes Aeußeres. Dort die gemeinste Falschheit und Unredlichkeit der Denk- und Handlungsweise, die ein ganzes Volk in Begeisterung mit sich reißt, weil sie in Jugend und Geist und Schönheit erscheint.

Im Roman „Mit welchem Recht?" rückt Elisabeth in den ersten Rang vor. Benson entwirft darin ein interessantes Charakterbild der Königin Elisabeth als Herrscherin und als Mensch. Es scheint fast, als würde in Benson plötzlich die Begeisterung für die große Königin die Feder in die Hand nehmen, so voll Würde und Majestät und Herablassung zeichnet er sie

inmitten ihres Volkes, das sie mit der flammendsten Verehrung umjubelt und das willenlos zu ihren Füßen liegt. Wir sind Zeugen einer geheimen, unwiderstehlichen Macht in Elisabeths Persönlichkeit, die jeden bannt, der sich ihr naht. Das ist nicht Schillers Elisabeth, und doch, sie ist's, im nächsten Kapitel schon ist sie die Komödiantin, die ihre Rollen so rasch und geschickt zu wechseln weiß. Eine Interieur-Szene mit ihren Hofdamen z. B. Da sehen wir sie, die angebetete Herrscherin, wie sie flucht, mit den Füßen stampft, Ohrfeigen austeilt, mit ihrer beringten Hand voll Wut auf den Tisch schlägt usw. — Dann weiht uns Benson ein in öffentliche und private Liebesszenen mit Leicester, in ihr Verhältnis zum Herzog von Alençon, überhaupt in die ganze tolle Komödie ihrer Heirat. Und ganz Schillers Elisabeth ist sie in dem grausamen Spiel, das sie mit dem kathol. Priester Anthony treibt. Wie liebenswürdig sie ihn empfängt, anhört, wie sie ihm Hoffnung macht, gütig und nachgiebig ist, so daß wir ihr wirklich schon glauben. Doch da, wie er die helfende Hand voll Rührung fassen will, schleudert sie ihn mit teuflisch-grausamer Wucht in Tod und Verderben. Also tierische Roheit des Gemütes neben einer glänzenden Aeußerlichkeit. Bei aller Objektivität des Bildes erscheint doch die Farbe nie zu grell aufgetragen, und ein feiner Zug von Liebenswürdigkeit liegt doch über dem exzentrischen Wesen, dessen Eigenart übrigens im zweiten Roman schon gut motiviert wurde durch Erziehung und Zeitumstände. Wertvoll und genußreich ist diese Charakterschilderung, da sie vollständig leidenschaftslos und ruhig bleibt und in heiter harmlosem Tone mit der Selbstverständlichkeit eines Kindes alles ausplaudert.

Von Persönlichkeiten aus Elisabeths Zeit sind nur noch Franz Drake und Walsingham ausführlicher gezeichnet. Ersterer ist besonders darum interessant, weil er das handeltreibende Inselvolk verkörpert, das damals zum Bewußtsein seiner meerbeherrschenden Aufgabe erwachte. Diese Kapitel führen uns in den siegreich aufsteigenden Morgen von Englands Seeherrschaft und machen uns zu Zeugen der damals so hochaufflammenden nationalen Begeisterung. Von dieser leidenschaftlichen, leicht erregbaren Volksmasse hebt sich Franz Drake wirkungsvoll ab. Er ist ein kleiner, unscheinbarer Mann mit eigensinnigen Augen, der nie lacht. Mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit vereinigt er ungewöhnliche Kraft und Sicherheit, ist ein ernster, strenger Mann ohne Gemüt, eigentümlich und unsympathisch, und doch der Held des Tages und der einzige, der unabhängig von der Gunst der Fürstin lebt, weil ihn die Krone braucht — des Glanzes wegen. — Aehnlich der Minister Walsingham. Er ist durch sein System charakterisiert. Wir sehen, wie sehr damals England zur Zeit der Katholikenverfolgung unter Elisabeth unterwühlt war von Minen und Gegenminen und wie es im In- und Ausland wimmelte von Walsinghams Spionen und Agenten. Es ist überwältigend, das ganze feinerdachte Spionage-System so schonungslos bloßgelegt zu sehen und dabei zu sein, wie langsam, aber systematisch das Netz über den Katholiken geknüpft und in plötzlichem Griff zusammengezogen wird. Was Walsingham so erfolgsicher machte, war seine Ruhe und eine lebhafte Einbildungskraft, die es ihm ermöglichte, die öffentlichen Angelegenheiten vom Standpunkte jedes einzelnen aus richtig zu beurteilen.

Neben diesen Persönlichkeiten ziehen auch einzelne politische Ereignisse das Interesse an. Als bedeutendstes Moment erscheint unter Heinrich VIII. die Aufhebung der Klöster. Die Ehescheidung, Wolseys Fall, der Bruch mit Rom, die Suprematie, der Prozeß gegen die „Heilige von Kent", gegen Thomas Morus und Fisher werden vervollständigend berührt. Der dritte Roman bringt den Durchbruch der Reformation unter Elisabeth und dessen Folgen: Aufstände im Norden und in Irland, religiöse Spaltungen, Bilderstürm und Aenderungen des Kultus. Ueber dem Süden hängt der finstere Kalvinismus wie eine unheimliche Wolke, die Gemüter massenweise in den Bann ziehend. Southampton, das englische Genf, ist Zentrum des mächtigen Puritanismus. Die Königin sehen wir für einen Moment zusammenfahren unter dem Bannstrahl des Papstes, aber sofort in despotischem Herrscherstolz sich mit gezücktem Schwert erheben und zur blutigen Verfolgung der Katholiken schreiten.

Die innern Verhältnisse bestimmen den Kompaß der äußern Politik. Benson läßt uns mit Elisabeth bang und besorgt nach den katholischen Nachbarstaaten Spanien, Frankreich, Schottland sehen. Mit Rom hat sie gebrochen. Der spanischen Weltmacht versetzt Franz Drake den ersten tödlichen Schlag durch seine Seefahrten, und dann

brach es stöhnend zusammen, das gewaltige Spanien. Welch wild aufflammender Patriotismus sprüht aus den breiten, äußerst interessanten Ausführungen über den Untergang der stolzen Armada! Wie bricht sich da das Innerste der englischen Volksseele mit einem Schlag ans Tageslicht! Welche Begeisterung für die Seefahrten, welch scheu und staunendes Emporblicken zu den kühnen „Seehunden"; der allgemeine Jubel durchzittert jede Faser des kleinen Inselreiches. „Die peinliche Spannung der letzten Monate war endlich gewichen, das große Ungeheuer aus dem Süden war aus der See aufgetaucht, und das nach Atem ringende kleine Land war ihm an die Kehle gesprungen und hatte es gepackt, und jetzt sollte man hören, wie tief seine Krallen eingedrungen waren." — Auch die schottische Angelegenheit mit Maria Stuart taucht immer wieder auf, und die letzten Stunden dieser königlichen Dulderin kommen in interessanter Weise zur Darstellung. Auf wissenschaftliche Erörterungen und Untersuchungen läßt sich Benson nicht ein; er weist nur hin auf die Sonne, wie sie nach sturmbewegtem Tag groß und majestätisch untergeht.

In einer Zeit wie das 16. Jahrhundert läßt sich das kirchliche vom politischen Leben nicht trennen, und Benson widmet ihm wirklich packende Partien. Da sehen wir einmal in erster Linie die drei großen Richtungen: Katholizismus, engl. Hochkirche und Puritanismus eingehend charakterisiert. Der junge Anthony ist der nationalstolze Engländer, der außer seiner Hochkirche nichts anerkennt und schätzt. Interessant ist besonders, wie im Lauf seiner innern Entwicklung alle seine Argumente für die Nationalkirche außer Kraft gesetzt werden durch eine anschauliche Darlegung der Nachteile jeder zu engen Verbindung zwischen Staat und Kirche. Dadurch, daß der Roman die Konversion eines puritanischen Mädchens darstellt, gestattet er eine weitgehende, gründliche Gegenüberstellung von Katholizismus und Puritanismus. Der ganze Kontrast zwischen dem alten, düstern, innerlich erdrückenden und beängstigenden Kalvinismus und der befreienden Tiefe und Harmonie und Poesie des Katholizismus wird einem zum selbsteigenen Erlebnis, und das Zwingende und Ueberzeugende dieser Gegenüberstellung gehört zum Wirkungsvollsten des ganzen Romans. Ueberhaupt ist er ein mächtiges Loblied auf die innere Schönheit und Größe unserer hl. Kirche und weitet die Seele gewaltsam zu mächtiger Begeisterung. Mit der Gründlichkeit des Forschers legt Benson die gedrückte Lage des Katholizismus dar und dessen innere und äußere Machtmittel. Katakombenstimmung durch und durch mit ihrer Heimlichkeit und ihrem Aufflammen religiöser Heldengröße durchweht das Ganze. Hohe Geldbußen, Gefängnis, Folter, Tod finden die Katholiken gerüstet, und die raffinierteste Geheimverfolgung ruft den subtilsten Vorsichtsmaßregeln und -einrichtungen vonseiten der Verfolgten. Jeder gräfliche Landsitz ist eigentlich eine Festung mit geheimen Gängen, Schächten, Verstecken, Türen, Wänden ꝛc., alles ist vorausberechnet und vorgesehen. Im Ausland hilft eine bestorganisierte Propagandatätigkeit mit. Privatpost, geheime Agenten, Depeschenverkehr, Heranbildung von Priestern, die weit herum unerkannt pastorieren und das kath. England mit Flugschriften, Büchern, Devotionalien versehen, solange sie Walsinghams Spürhunden entgehen können. Die Einführung der Jesuiten bedeutet einen gewaltigen Sieg. Inkognito wirken sie Großartiges durch ihre Pastoration, ihre gründliche Bildung, die in jeder öffentlichen Disputation siegt, durch ihre sozialen und wirtschaftlichen Reformvorschläge und besonders durch ihre Exerzitien und die Macht der Persönlichkeit. Das eben sind die innern Machtmittel der verfolgten Kirche: die Harmonie ihrer Lehre und die veredelnde Wirkung ihrer Dogmen auf das menschliche Gemüt und Streben.

Alle diese historischen Persönlichkeiten und Ereignisse im politisch-kirchlichen Leben der Zeit spielen auf dem farbenprächtigen Hintergrunde des englischen Kulturlebens im 16. Jahrhundert. Auch das Nebensächliche bietet sehr viel des Interessanten: Hoffestlichkeiten, das Hofleben mit seinem Zeremoniell, königliche Festzüge, Beschreibung der Paläste in Greenwich und London, von englischen Landedelsitzen, einer englischen Falkenjagd. Auch die Literatur wird da und dort berührt: Shakespeare, Marlowe, Green, Sidney, Scott.

Mein historischer Standpunkt zwingt mich, abzusehen von manch Wertvollem und Zeitgemäßem der drei prachtvollen Romane, z. B. von den vielen dogmatisch-apologetischen Fragen, die in sehr klarer, ansprechender Weise erörtert werden und die bereits Pfarrer Weiß in der Schweiz. Kirchenzeitung berührt hat. Die drei Romane, besonders

der erste und dritte, bieten in jeder Hinsicht einen bleibenden Genuß, zumal sie mit hohen Ideen eine vornehme, diskrete Stilschönheit verbinden. Sie sind in sehr guter Uebersetzung von Ettlinger bei H. von Matt in Stans erschienen. Für den Geschichtsunterricht der Mittelschule bieten sie, wie ja überhaupt der historische Roman, einen Reichtum von Anregungen zur Vertiefung und Belebung des Verständnisses für fernliegende Zeiten und Persönlichkeiten.

Beziehungen zwischen Griechen und Juden im 8. vorchristlichen Jahrhundert.

Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg.

(Schluß.)

2. Die Thalassokratie der Kyprioten und Phöniker.

Nach Midas, so heißt es in der angezogenen Liste, kamen die Kyprioten als Herren der See.

Winckler glaubt, Sargon hätte die Seeherrschaft dem Midas abgenommen und sie ausdrücklich den Kyprioten übertragen. Er möchte damit nahelegen, die Seeherrschaft sei eine Art Lehen gewesen, das Babel habe vergeben können, indem er aus Babel ein mittelalterliches Rom machte.

Solche Dinge sah Winckler durch seine panbabylonistische Brille. Die Sache war viel einfacher.

Auch nach seiner Unterwerfung unter Sargon mochte Midas seine Vorherrschaft zu See nach wenigstens dem Namen nach behalten. Aber er verlor sie mit seinem wohl bald eintretenden Tode. Und nun ging sie ganz auf natürliche Weise auf Kypern über, sofern es sich Geltung zu schaffen vermochte. Und das scheint es, getan zu haben.

Wenn sich nach Sargons Tode die Kanaanäer insgesamt wieder von Assur lossagten, wird auch Kypern es getan haben. Nehmen wir also an, der Tod des Midas, der Tod des Sargon und der Abfall Kyperns fallen ungefähr zusammen — Sargon starb 705 — so beginnt die Seeherrschaft Kyperns auch um diese Zeit, sagen wir etwa 703.

Die Zeit der Seeherrschaft Kyperns betrug entweder 23 oder 33 Jahr. Nehmen wir 33, so geht sie 670 zu Ende und geht an die Phöniker über, die sie selber 45 Jahr innehaben.

Damit stimmen die Nachrichten aus assyrischen Quellen überein, indem sie wohl berichten, daß Sargons Nachfolger Senacherib bloß Kanaan wieder unterwerfen konnte, aber von einer Unterwerfung Kypern nichts zu rühmen weiß. Kypern war eben unabhängig und übte die Seeherrschaft nicht kraft eines babylonisch-assyrischen Mandates aus, sondern in eigener Kraft.

Die Sachlage änderte sich erst, als Senacheribs Nachfolger Asorhaddon gegen das Jahr 670 zu, sein Augenmerk auf die Mittelmeerküsten richtete, Aegypten unterwarf und auch in Kleinasien um sich griff. Da wurden auch die kyprischen Stadtkönige — zehn an der Zahl — wieder gezwungen, nicht nur Tribut ins Eufratland abgehen zu lassen, sondern sogar persönlich bei den Großbauten dort Ziegelsteine und Balken zu schleppen. Auch des Judenkönigs Ezechias Sohn, Manasses, war ihnen beigesellt, wie all die andern Kleinkönige der Mittelmeerküste und des nächsten Hinterlandes. Unter Asorhaddons Sohne Assurbanipal, Sardanapal, ergriff auch der Lyderkönig Gyges, assyrisch Gugu, die Füße des Assyrers.

Mit kurzen Worten, von 670 an lag die Seeherrschaft bei den Assyrern, die sie durch die Phöniker verwalten ließen. Die Seeherrschaft war also nur in diesem Sinne bei den Phönikern, von einer wirklichen Herrschaft etwa von Tyrus darf keineswegs gesprochen werden. Dieses war allerdings frei geblieben, wenigstens scheint es so, aber bedeutungslos.

Wenn die Liste sagt, daß die Vorherrschaft zur See nach 45 Jahren an die Aegypter überging, so stimmt diese Angabe wieder bestens mit der assyrischen Geschichte überein, indem damals Assurbanipal starb und seine Provinzen aus den Fugen gingen. Der Prophet Nahum sagt: Assur sei ein Frühfeigenbaum mit reifen Feigen. Man komme und schüttele sie.

Aegypten machte sich frei und fing unter König Psametich an, griechische Söldner zu werben und den griechischen Handelsleuten ägyptische Häfen zu öffnen.

Die Bedeutungslosigkeit von Tyrus wird sehr handgreiflich in der prosaischen Fortsetzung des oben mitgeteilten Liedes durch Jesaja geschildert, wenn dieser schreibt:

Und geschehen wirds an jenem Tage, daß Tyrus vergessen wird auf 70 Jahre. Nach 70 Jahren wird von Tyrus gelten, was von der Buhle im Liede:

So nimm die Zither
und zieh durch die Stadt,
du vergessene Buhle,
und spiele reizend,
und singe nur lange,
daß man deiner gedenkt.

Dann werde Tyrus wieder aufblühen und mitwirken an der Verherrlichung des Reiches Gottes.

Die 70 Jahre des Propheten sind eine prophetische Zeitangabe, aber wie wir oben gesehen, dauerte wirklich die Bedeutungslosigkeit von Tyrus ungefähr so lange. Gegen Ende der Regierung Assurbanipals atmete Tyrus wieder auf, um dann unter ägyptischer Vorherrschaft seine Flotten wieder spielen zu lassen.

Die abgeleiteten Verbalformen auf tschen.

Ein Beitrag zu der in der Zunftstube aufgeworfenen Frage.

Von P. Alban Stöckli, Zug.

Die Verben auf tschen sind im Dialekt viel zahlreicher als in der Schriftsprache. Es steht dies mit ihrer Bedeutung in engem Zusammenhang. Weitaus die meisten dieser Verben sind nämlich lautmalend. Dieses Element der Sprache kommt aber im Dialekt zur ergibigsten Verwendung.

Selbst der von Dr. Herzog als sicher angenommene Ausgangspunkt zur Erklärung solcher Verbalformen kann einer genaueren Prüfung nur teilweise standhalten und muß, was das Wort Küetschi betrifft, eher einer lautmalenden Ableitung weichen.

Das Schweizerische Idiotikon verweist für die Ableitung des Wortes Chutschi — denn dies ist der weiter verbreitete Ausdruck; Chüetschi kommt mehr für die Innerschweiz in Betracht — auf zwei Möglichkeiten.

1. Das Wort soll abgeleitet sein von Kuh, analog der Bildung Maitschi von Maid, Magd. Bei dieser Ableitung bleibt aber eine andere Form des Wortes, Chutschel, Chütschel, die neben der ersten ziemlich verbreitet ist, unerklärt. Es geht nicht an, Chutschel als Diminutiv von Chutschi zu nehmen. Das Diminutiv ist vielmehr Chutscheli. Nimmt man die Ableitung von Kuh an, so hat man ohnehin die Schwierigkeit eines doppelten Diminutives vermittelst Suffixen, Chutschi, Chutscheli, wofür sich kaum eine Analogie finden läßt. Auch die Kürze des Vokals u bleibt mit der Ableitung von Kuh unerklärt.

2. In Anbetracht dieser Schwierigkeiten hat man sich nach einer andern Ableitung umgesehen und als Ausgangspunkt den naturlautlichen Lockruf Chutsch genommen. Tatsächlich ist dies der Lockruf für das Kalb. Die Substantivbildung auf i ist hier ganz gewöhnlich. Vgl. Häs, häs, Subst. Häsi, für Schwein. Bibi für Huhn in der Kindersprache. — In beiden Fällen, ob man das Wort von Kuh oder von Chutsch ableitet, müßte eine Ueberleitung über das Wort Kuh versucht werden. Diese Brücke ist aber bis jetzt nicht erbaut und wird wohl noch lange auf sich warten lassen.

Nicht ohne einiges Interesse dürfte darum ein dritter Versuch zur Lösung dieser Frage sein. Wir gehen aus von dem Lockruf Chutsch und lassen uns von folgender Erwägung leiten. Wie bei andern Tierlockrufen muß auch dieses Chutsch, Chutsch seine Begründung haben in einer verwandten Lautgabe des Tieres. Nun steht aber das Wort Chutsch lautlich in engster Beziehung mit dem Wort Gutsch und dem Verbum gutschen. Gutschen bezeichnet ein stoßweises Fließen oder Ausgießen einer Flüssigkeit. Vgl. Hebel „Das Gewitter", „wie gäutscht's im Bach". Dieses Geräusch ist aber auch ganz charakteristisch für das Saugen des Kalbes. Wir hätten demnach als Ausgangspunkt für das Wort Chutschi das Verbum gutschen zu betrachten. Diese Annahme löst alle Schwierigkeiten. Denn diese Ableitung enthebt uns der Mühe eine Ueberleitung zu suchen über das Wort Kuh. Ferner erklärt sie den kurzen Vokal in Chutschi. Die Schärfung des anlautenden Konsonnanten begegnet keinen Schwierigkeiten; übrigens ist auch die Form Gutschi lokal bezeugt. Die Substantivbildung auf i durch Ableitung von Verbalformen ist sogar häufig, vgl. Läutschi von läutschen,

Häuschi von häuschen, Laveri, Geiferi ꝛc. Aber auch die Form Chutschel, Chütschel läßt sich so leicht erklären und findet viele Analogien, z. B. Stöpf=el, Heb=el, Löff=el von laffen. Dieser Ableitung entspricht denn auch die Bedeutung des Wortes am vollsten. Denn Chutschi ist spezifisch ein Saugkalb, nur lokal tritt eine Abweichung von dieser Bedeutung ein. Das Spezifikum in der begrifflichen Bedeutung muß aber auch in der Ableitung zu Tage treten, ja es bietet recht oft den sichersten Weigweiser, um auf eine richtige Ableitung zu kommen.

Diese Normen: das lautmalende Element und die begriffliche Bedeutung der Dialektwörter müssen auch bei der Erklärung der übrigen angeführten Beispiele maßgebend sein.

Kätschen stellt sich darum nicht ohne weiteres als eine Weiterbildung von kauen dar. In erster Linie ist es lautmalend. „Tue au ned chätsche we ne Sou." Begrifflich aber kann es geradezu in Gegensatz treten zu kauen. „Du mueschi chäue, ned chätsche," sagt etwa eine Mutter zum Kinde. Wo aber solche Differenzen in der Bedeutung zweier Worte sich finden, kann man nicht wohl das eine als die Quelle des andern betrachten.

Auch das Wort „läutschen" läßt nach seiner spezifischen Bedeutung nur eine mittelbare Ableitung von laufen zu. „Läutsch" heißt eine brünstige Hündin. Und darum hat „läutschen" seinen spezifischen Sinn von diesem Hauptwort bezogen; erst in zweiter Linie bezeichnet es ein Herumziehen schlechthin.

Ganz bedenklich steht es mit der Ableitung plotschen von platt. Wie soll hier eine begriffliche Uebereinstimmung oder Entwicklung nachzuweisen sein. Plotschen und flotschen sind rein lautmalende Verbalformen und Synonyme. Ein Ausläufer dieses Wortes ist wohl zu finden in Unflat.

Das Gleiche ist zu sagen inbezug auf rätschen. Es ist ein schallnachahmendes Wort und hat mit raten auch nicht entfernt etwas zu tun.

Geitschen und gäutschen, was so viel heißt als mit hoher, schriller Stimme keifen, steht lautlich und begrifflich dem gaaggen ziemlich fern. Denn gaaggen heißt etwas langatmig vorplären, während geitschen etwas Lebhaftes, Aufgeregtes besagt und ein sinnverwandtes Wort findet in Gesicht.

Rütschen kommt nicht von reiten, trotz der ältern Form Rüter statt Reiter. Auch rütschen ist lautmalend und bezeichnet eben jenes Geräusch, das entsteht, wenn der kleine Erdenbürger, den seine Füsse noch nicht tragen, sich ruckweise auf dem Boden fortbewegt. Das entsprechende schriftdeutsche Wort ist, neben rutschen, rücken. Es rückt. Es hat aber nur mehr die Bewegung im Auge, das Lautmalende ist daraus verschwunden.

Tütschen heißt mit einem „Tütschli", „Totsch", „Totz", „Tötzli" auf etwas schlagen. Es hat Verwandte im französischen toucher und im italienischen toccare, tozzo = Stück. Mit dem lateinischen tundere mag es schwesterlich verwandt sein, aber nicht als Tochterwort.

Lätschen hat zwei ganz verschiedene Bedeutungen und dementsprechend auch zwei verschiedene Ableitungen.

Lätschen im Sinne von einem Lettschen = Schlick machen, eine Bindung, die man durch Ziehen an einem Ende leicht auflösen kann, kommt von dem italienischen laccio = Schlinge.

Lätschen im Sinne von einem Lätsch = Hängemaul machen, scheint mit der ersten Bedeutung nichts gemein zu haben. Es könnte als Intensivum mit lautmalender Wirkung von lassen erklärt werden. Dazu würde stimmen das Adj. latschig = nachlässig, und das Subst. Latschali sowie das Verbum latsche = nachlässig gehen, ohne die Füsse recht zu heben. Lätsche wäre demnach zu erklären als ein Sprechen mit einem Hängemaul, wobei die Kiefer ihre Funktionen nachlässig verrichten, was eine schlufige Tonbildung zur Folge hat. Darum besonders beim weinerlichen Reden, oder für Weinen selber.

Putschen hat nicht bei pungere seinen Heimatschein geholt. Es ist wesentlich Schallwort und bezeichnet den durch Zusammenprall fester Körper entstehenden dumpfen Laut. Botsch heißt in Graubünden und im Rätoromanischen der Widder. Auch das Bündnerische butsch und das Romanische bütsch = Kuh sind als verfeinerte Formen aus der gleichen Wurzel entsprossen.

Glitschen ist die lautmalende Nebenform zu gleiten. Trätschen und taatschen sind als schallnachahmende Verben zu erklären. Trätschen und Gnätschen bezeichnen den Schall, der entsteht, wenn jemand in nassem Schnee oder in nassem Schuhwerk marschiert. Daneben bedeutet Tratsch auch haltloses Gerede, Gewäsch. Für diese Bedeutung kann darum treten als Ableitungswort nicht in Frage kommen.

6. Jahrgang. Nr. 3. 29. April 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Christliche lateinische Klassiker. — Schlitten, Schlittschuh, Rodeln. — Zunftstube.

Christliche lateinische Klassiker.

P. Gerard Fäßler O. Cap.

Vor kurzem ist ein Schmähartikel erschienen, der den katholischen Gymnasien das Studium der heidnischen Klassiker zum Vorwurf machte, als ob aus ihnen heidnischer Geist geschöpft und den jungen Leuten beigebracht würde. Er hat seine verdiente gründliche Zurückweisung erfahren. Schon früher hatte Dr. P. Rupert Haenni O. S. B. in seiner gewohnten tiefgehenden Weise am Ferienkurs in Freiburg 1914 und später in der „Schweizer-Schule“ die hohen, idealen Werte dargetan, die sich aus den heidnischen Klassikern losschälen und für das Christentum verwerten lassen. Ebenso hat Jos. Stiglmayr S. J. in dem 4. Heft der Stimmen der Zeit, 1917: „Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert“, die Vorteile des Studiums der Klassiker erörtert und die Einwürfe treffend widerlegt. Wer übrigens nur etwas Verständnis hat, muß das einsehen. Und wer nicht mit trübem oder böswilligem Auge hineinschaut in den modernen Schulbetrieb gerade an den katholischen Gymnasien, der muß sofort erkennen, wie gerade diese — ich möchte sagen apologetische Seite der alten Klassiker gepflegt wird. So erübrigt es sich für alle einsichtigen Kreise vollständig, das Studium der alten Klassiker zu verteidigen.

Aber wäre es nicht gut, neben ihnen auch christliche lateinische Schriftsteller durchzunehmen, oder besser, wäre es nicht möglich? Denn der Wunsch darnach ist von Pädagogen, von Lehrern, von einem großen Kreise von Studenten und gebildeten Laien schon oft ausgesprochen worden, so daß darüber, daß es gut wäre, kaum ein Zweifel herrscht. Es läßt sich ja nicht übersehen, wie gerade der heutigen studierenden Jugend eine solide, allseitige religiöse Durchbildung nottut. Dafür hat man allerdings den Religionsunterricht. Aber gerade an Hand des alten Klassikers lassen sich viele Fragen berühren, die sonst kaum zur Sprache kämen; sie werden da in einem andern Licht erscheinen und in diesem Zusammenhang auf manche vielleicht einen tieferen Eindruck machen. Das ist ja auch der Grund, warum man in allen Fächern und besonders auch in den heidnischen Klassikern die religiösen Bildungswerte und die apologetischen Momente herauszuheben sucht. Gewiß, man tut das mit vollem Recht, und es ist von höchster Bedeutung und eine direkte Notwendigkeit. Aber wer möchte neben diesem mehr negativen apologetischen Verfahren das positive Vorgehen, das Schöpfen aus den übervollen Quellen christlicher Ideen missen, wie die Lesung der christlichen Schriftsteller des Altertums es uns gestattet? Welche Reichtümer sich uns da bieten, hat wieder P. Stiglmayr S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“, 114. Ergänzungsheft, 1913, lichtvoll ausgeführt.

Wenn trotzdem die Kirchenväter weniger zur Sprache kommen, als wir es wünschen, liegt vielleicht eine Schwierigkeit in der Kürze der Zeit. Denn daß die heidnischen Klassiker durchgenommen werden und auch den Hauptbestandteil des alten Sprachstudiums bilden sollen, scheint uns ohne weiteres klar. Läßt sich nun daneben noch ein christlicher Klassiker auf jeder Schulstufe wenigstens zum Teil durchnehmen? Wir glauben ja. Man kann den heidnischen Klassiker etwas beschränken, ohne daß die allgemeine und genügende Kenntnis seiner Werke und seiner Denk- und Schreibweise zu sehr darun-

ter leidet. Gewiß würde, was vom heidnischen Klassiker weniger durchgenommen werden könnte, voll und ganz aufgewogen durch die neuen sprachlichen und ideellen Werte, welche der christliche Klassiker zu bieten vermöchte.

Tatsächlich hat man auch bei uns im Griechischen seit Jahren Lukas, Chrysostomus und Basilius eingefügt, meist nach französischen Ausgaben. Ist aber das Studium christlicher lateinischer Schriftsteller nicht ein noch größeres Bedürfnis und eine noch größere Notwendigkeit?

Auch im Lateinischen suchte man diese Idee an manchen unserer Anstalten in etwas zu verwirklichen, indem man nebenbei noch für die erste Klasse Chomond's Epitome historiæ sacræ und da und dort das Neue Testament (nicht Schulausgabe) einschaltete. Das war aber meines Wissens so ziemlich alles, während gerade die obern Klassen, bei denen das Bedürfnis und der Nutzen ungleich größer wäre, leer ausgingen und zwar — und damit berühren wir die ausschlaggebende Schwierigkeit, die der Väterlektüre sich in den Weg stellte — weil es eben an guten deutschen Schulausgaben christlicher lateinischer Klassiker fehlte und andere fremdsprachliche zu wenig bekannt waren oder für unsere Verhältnisse wenig brauchbar schienen. Das letztere gilt auch von Rauschen, Florilegium patristicum, das mehr für Universitätsseminarien in Betracht kommt.

Französische Schulausgaben einzelner christlicher lateinischer Schriftsteller, auch Anthologien aus der Bibel, aus christlichen Dichtern und den hl. Vätern, existieren in großer Anzahl, wie die bei Poussielgue, Paris, herausgegebenen Textes latins: Ambroise: Epistolæ et Symmachi relatio de ara Victoriæ; Augustin: de doctrina christiana liber quartus. Bible latine des étudiants; Anthologie des poètes latins; Cyprien: liber de mortalitate; Morceaux choisis des Pères de l'Eglise latine par F. Monier, classe de cinquième, classe de quatrième, classe de troisième; Novum Testamentum; Psautier latin etc.

Dieser Gedanke ist eben in Frankreich schon seit Jahrzehnten lebendig und wird auch heute noch gepflegt, ebenso in Belgien, wo der Abbé Guillaume begann, in einem Bändchen einen christlichen und einen heidnischen Schriftsteller zu vereinen: Auteurs chrétiens et paiens.

Alle diese Ausgaben sind sehr gut, mit trefflichen Anmerkungen versehen und nicht teuer, durchschnittlich 2 Fr., und sollten sich in der Schule, solange eine deutsche Ausgabe fehlt, leicht einführen lassen, nachdem man doch bereits auch heidnische Schriftsteller in französischen Ausgaben durchnimmt. Nur schade, daß sie gewöhnlich einen etwas zu feinen Druck haben.

Auch in Italien hat man seit ein paar Jahren die gleiche Frage praktisch zu lösen begonnen und bereits eine schöne, vortreffliche Sammlung von Schulausgaben lateinischer christlicher Klassiker geschaffen, auf die ich, da sie mir gerade vorliegt und vielleicht bei uns noch weniger bekannt ist, noch besonders hinweisen möchte.

Es sind bisher folgende Bändchen erschienen.

1. Prosa latina christiana, ein einfaches Bändchen von 139 Seiten für die II. und III. Gymnasialklasse. Man dürfte es aber füglich auch auf die IV. Klasse ausdehnen. Es enthält wirklich eine ausgezeichnete Auswahl von Proben aus christlichen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte ist in einen erzählenden und einen expositorisch-didaskalischen Teil geschieden und mit treffenden kurzen Fußnoten in italienischer Sprache versehen, die die größten Schwierigkeiten heben und einen eigenen Kommentar überflüssig machen.

Der erzählende Teil gibt ausführliche Stellen aus der Passio Sanctorum Scillitanorum, aus den Acta S. Cypriani und S. Maximi, martyris, aus den Chronicorum libri II und der Vita S. Martini des Sulpicius Severus, und aus dem Werklein: De mortibus persecutorum, das Lactanz zugeschrieben wird.

Der zweite expositorisch-didaskalische Teil enthält Bruchstücke aus: „Ad Donatum" und „Ad Demetrianum" des hl. Cyprian, ein kostbares Stück Apologetik, eine kurze, kräftige Paraphrase „De Dominica Oratione" des hl. Cyprian, aus dem Dialog „Octavius" des Minucius Felix und aus dem Traktat: „De officiis ministrorum" des hl. Ambrosius.

Ein mannigfaltiger, reicher, interessanter Stoff, der sich auf 2—3 Jahre verteilen läßt und einen schönen Aufstieg vom Leichteren zum Schwereren bildet.

2. Ein zweites, stärkeres, illustriertes Bändchen von 161 Seiten gibt nach einer historisch-grammatikalischen Einleitung eine Anthologie von inhaltlich und sprachlich

schönsten Stellen der Hl. Schrift nach der Vulgata. So aus dem Canticum Moysis, die Elegie Davids auf den Tod von Saul und Jonathas, rhetorisch-poetisch herrliche Stellen aus Job XXIX und XXX, aus den Psalmen: Frühlings- und Schöpfungspsalm, aus den Propheten: Isaias, Jeremias und Ezechiel und aus dem Neuen Testament: Mathäus, Lukas und Johannes (Apokalypse). Das würde sich meines Erachtens sehr schön an das Pensum der IV. und V. Klasse, an Ovid und Vergil, anschließen, könnte aber auch später immer wieder zugezogen werden.

3. Ein drittes Bändchen von 79 Seiten enthält 14 Briefe des hl. Hieronymus, dessen starke Persönlichkeit, kräftige Sprache und kultur- und kirchengeschichtliche Ausführungen für Rhetorik und Lyzeum wertvoll wären.

4. Ein viertes Bändchen umfaßt eine Anthologie von christlichen lateinischen Dichtern des III.—IV. Jahrhunderts mit biographischen Notizen, einem metrischen Kommentar und Fußnoten, 130 Seiten stark. Es findet sich darin eine reiche Auswahl von Hymnen und Liedern der besten christlichen Sänger, wie des Commodianus Aurelius Prudentius Clemens, Pontius Meropius Paulinus, Petronius Proba, Vettius Aquilejus Juvencus, S. Damasus Papa, Sedulius, Cyprianus Gallus, Claudius Marius Victor, Venantius Fortunatus und zwei Anonymi des V. Jahrhunderts.

Diese Anthologie dürfte sich am besten neben Horaz in der VI. Klasse und zum Teil auch für das Lyzeum eignen.

5. Ein starker Band von 289 Seiten mit einer Einleitung, einem Kommentar, kritischem Apparat und kritischem Appendix, das herrliche Apologeticum Tertullians, ein äußerst wertvolles Gegenstück zu Cicero und Tacitus, das durch seine rhetorisch-philosophische Form und den sentenzenreichen Gehalt für das Lyzeum wie geschaffen wäre und zugleich noch die Gelegenheit und den Vorteil böte, in den obersten Klassen dem schon oft ausgesprochenen Bedürfnis nach einer apologetischen Vertiefung der Religionsfragen gerade im Lyzeum vor dem Austritt aus dem Gymnasium in etwas entgegenzukommen.

Der Plan nun, nach welchem diese Werke in das Programm unserer Schulen eingefügt werden könnte, ließe sich vielleicht ungefähr auf folgendes Schema zurückführen.

I. Klasse: Gram. — Epitome.
II. Klasse: Gram. = Viri illustres — Prosa christiana (Passio und Acta).
III. Klasse: Cäsar — Prosa christiana (Chronicorum libri II).
IV. Klasse: Sallust — Prosa christiana (noch übriger Teil). — Ovid — ein Teil der Vulgata.
V. Klasse: Cicero — Vulgata.
Vergil — Poeti christiani.
VI. Klasse: Cicero — Vulgäta oder Hieronymus.
Horaz — Poeti christiani.
VII. u. VIII. Klasse: Cicero, Vulgata.
Tacitus, Tertullian.
Horaz, Poeti christiani.

Das sind nur so einige Andeutungen und Hauptlinien für diese Ausgabe. Ein ähnliches, vielleicht noch treffenderes Schema ließe sich auch für die französischen Ausgaben, deren Auswahl noch reicher und mannigfaltiger ist, aufstellen. Und selbstverständlich wird jede Anstalt nach ihrer Einteilung und nach den gegebenen Verhältnissen von Ort und Zeit das abändern. Es soll auch natürlich nicht verlangt werden, daß dies alles vollständig durchgenommen werde, aber wenigstens das eine und andere; das wäre sicher wünschenswert.

Eine wichtige Frage ist dann die: In welcher Form sollen diese Autoren den Studenten geboten werden?

Es sind da verschiedene Möglichkeiten denkbar.

1. Man gäbe den Studenten einfach die französische Ausgabe in die Hand, wie sie vorliegt und wie man es ja bereits für die heidnischen griechischen und lateinischen Klassiker macht, oder die italienische, wenn diese besser gefallen sollte. In beiden Fällen und besonders im letzteren hieße es allerdings ziemlich viel voraussetzen, besonders für die untern Klassen, wollte man annehmen, daß die Studenten die Fußnoten, die ihnen doch den Kommentar ersetzen müssen, der fremden Sprache ohne zu große Mühe Herr würden. Doch könnte der Professor die Fußnoten ja auch deutsch vorauserklären. Dadurch würde in jedem Fall Zeit gewonnen für die Uebersetzung selbst. Dieser Modus böte den Vorteil, daß man mit der Beschaffung keine Schwierigkeiten hätte.

2. Man könnte auch bloß nach diesen Vorlagen einen Text schaffen und ihn drucken lassen und so den Studenten eine eigene Textausgabe in die Hand geben ohne

weiteren Kommentar und Fußnoten, da diese ja die Hauptsache bildet und die größte Schwierigkeit immer darin lag, das Geeignete und Gute zusammenzustellen. Doch dürfte sich dies kaum lohnen. Denn wenn man schon einmal den Text drucken lassen wollte, warum dann nicht ganze Arbeit machen und eine allseitig entsprechende Ausgabe herstellen.

3. Das Idealste aber wäre gewiß, eine eigentliche deutsche Ausgabe zu schaffen und zwar ganz selbständig oder auf Grund dieser französischen oder italienischen herauszugeben, d. h. diese gut kompilierten Texte herüberzunehmen und die Einleitung und Fußnoten in deutscher Uebersetzung wiederzugeben, was besonders bei der italienischen kaum auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte, da die Noten wirklich nur auf das Notwendigste beschränkt und sehr einfach gehalten sind.

Wäre aber einmal ein solches Werk geschaffen, dann bin ich überzeugt, würden, besonders wenn die einzelnen Bändchen auch zu mäßigen Preisen gegeben werden könnten, der Einführung keine großen Hindernisse mehr im Wege stehen. Damit aber wäre einem edlen, längstgehegten Wunsche von Lehrern und Studenten entsprochen und besonders der studierenden Jugend ein großer, kostbarer Dienst erwiesen. Wir haben immer einen großen Prozentsatz von künftigen Theologen und Priestern an unsern Anstalten. Dürfte es sich da nicht empfehlen und lohnen, diese jungen Leute gerade am Gymnasium schon in das Studium, in den Gehalt und die Schönheit der heiligen Schrift und der Kirchenschriftsteller etwas einzuführen und in ihnen ein Verständnis und eine Liebe dazu zu wecken, die später mit doppeltem Nutzen und mit doppelter Freude erweitert und vertieft würden? Und ebenso sicher täte es auch den andern Berufsarten, Medizinern, Juristen, überhaupt den gebildeten katholischen Laien nur gut und würde auch sicher von ihnen selbst begrüßt, wenn auch sie, die später kaum so leicht mehr Gelegenheit bekommen werden, am Gymnasium in die christliche Literatur, sei es die historische, apologetische oder aszetische und vor allem in die Schönheiten und den Reichtum der Bibel auch im Sprachunterricht eingeführt würden und wenigstens einen Ueberblick gewännen. Gerade ihnen gegenüber scheint es eine heilige Pflicht und jeden Opfers wert. Den katholischen Anstalten aber kann es nur zur Ehre und zum Ruhme gereichen, wenn sie in ihrem Lehrplan den katholischen Standpunkt auch auf diesem Gebiete und in dieser Weise noch stärker vertreten.

Es weht ein neuer zweifacher Zug durch die Welt, der Geist der Verneinung alles Uebernatürlichen, der immer schärferen Trennung und Loslösung von allem Christlichen auf der einen Seite und auf der andern Seite ein immer stärker werdendes Bedürfnis nach religiöser Vertiefung. Beidem würde die Lösung dieser Frage begegnen, der Verneinung durch die stärkere Betonung des katholischen Standpunktes, der Sehnsucht nach christlichem Geiste die Entfaltung der Schönheiten der christlichen Literatur. Durch die Vereinigung und Verschmelzung aber des Studiums heidnischer und christlicher Klassiker hätte man auf der einen Seite nicht viel vom früheren Pensum verloren, dafür aber unschätzbare Neuwerte gewonnen. Und es wird sich auch hier sicher wieder das Wort Geibels bewahrheiten:

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.

(Sicher werden diese Zeilen allgemein freudig begrüßt, auch da, wo man nicht in jeder Einzelheit z. B. bezügl. Vulgatalektüre die Ansichten des Verfassers teilen mag. Schon die Tatsache, daß in fast allen katholischen Gymnasien die Väterlektüre bereits betrieben wird — außer den im Artikel genannten Autoren haben wir im Griechischen die Didache, Ignatius, Athanasius und Cyrill von Jerusalem, im Lateinischen Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Prudentius in den letzten Jahresberichten feststellen können — zeigt, daß kein Zweifel darüber besteht, daß diese Art der Lektüre berechtigt, ja wünschenswert ist. Die größte Schwierigkeit ist, wie der Verfasser richtig betont, das Fehlen einer in jeder Richtung entsprechenden Schulausgabe. Rauschen ist, abgesehen davon, daß er den Griechen die lateinische Uebersetzung mitgibt, unter theologischen Gesichtspunkten zusammengestellt; die Franzosen sind Augenmörder. Gerade darum wird man dem Verfasser für den Hinweis auf andere bisher wenig bekannte Ausgaben dankbar sein. Doch ist alles nur Flickwerk, solange wir nicht eine deutsche und zwar selbständige Schulausgabe haben. Von Deutschland her

dürfen wir eine solche kaum erwarten, da die dortigen rigorosen Lehrpläne einem Verleger keine Aussicht auf genügenden Absatz bieten. Es ist ein solcher Import auch nicht nötig. Wir haben gottlob in der Schweiz eine schöne Zahl altbewährter und jungaufblühender Verlagsfirmen. Hier würde die eine oder andere ein brachliegendes, vielversprechendes Arbeitsfeld finden. Wenn es einer gelingt, mit Hilfe unserer Fachleute auf Grund kritischer Texte Schulausgaben mit orientierenden Einleitungen, den nötigsten philologischen und guten sachlichen Anmerkungen in handlichem Format herauszugeben, wird sie zum ideellen Verdienst auch ihre materielle Belohnung finden. Nicht nur unsere Anstalten, sondern auch der hochw. Klerus, ja selbst gebildete Laien werden zu ihren Abnehmern zählen. Also frisch auf zur schönen Tat! B. E.)

Schlitten, Schlittschuh, Rodeln.

Von Philologus.

Wenn wir heute vom Schlitten sprechen hören, so verbindet sich damit gewöhnlich die Idee von Schnee und Sport. Man denkt sich als Ausgangsort des Schlittens wohl für gewöhnlich schneereiche Gegenden, die Gelegenheit zu einer lustigen Winterpartie bieten. Doch die Vorstellung ist nicht richtig, denn die Benützung des Schlittens zu Sportzwecken kommt zweifellos erst spät in Betracht. Die meisten Erfindungen verdanken ihr Entstehen einer starken materiellen Notwendigkeit. Die ersten Schlitten hatten als Zugmittel zu dienen und zwar dort, wo die Benutzung des Räderwagens unmöglich war. Daß der Begriff „Schlitten" nicht in erster Linie die Idee des Schnees in sich birgt, sondern vielmehr diejenige des Ziehens, beweisen die romani-Sprachen, indem man für den Schlitten Worte kennt, die Ableitungen zum lateinischen Verb: trahere, ziehen, schleppen, schleifen, darstellen; vgl. französisch traîneau. Das deutsche Wort Schlitten, mittelhochdeutsch: slitte, althochdeutsch: slita, Plural: sleden, englisch: sled, sledge, zur Wurzel slid, heißt soviel als „gleiten". Urverwandt damit ist das litauische: slidus = glatt, und das lettische: slidas = Schlittschuhe.

„Der Gebrauch des Schlittens als Transportmittel hat weniger Bezug auf das Vorhandensein von Schnee und Eis, als vielmehr auf das Fehlen von Wegen, die für Räderwagen benutzbar sind," sagt der Zürcher Professor Gustav Huber. Auch waren die Schlitten im Süden schon längst bekannt, ehe man etwas von der Existenz germanischer Völker und Sitte wußte. An den Ufern des Nils beweisen Darstellungen auf Grabmälern, daß man sich schon zur Zeit der Pharaonen der Schlitten zum Transport von Baumaterialien bediente. Eine dieser bildlichen Darstellungen zeigt z. B., wie eine Riesenstatue von 172 Männern in vier Reihen auf einem Schlitten gezogen wird.

Mit Schlitten hängt natürlich auch „Schlittschuh" zusammen. Klopstock schreibt noch „Schrittschuh". Weniger bekannt dürfte seine Geschichte sein. Der heute verwendete Schlittschuh ist noch ziemlich jungen Datums. Vorläufer desselben war der sogenannte Eisschuh. Er war ganz primitiv aus Knochen hergestellt. Es wurde einfach ein Pferde- oder Rinderknochen hergenommen, am untern Teil geglättet, an beiden Enden durchbohrt und durch die Löcher Riemen gezogen. Auf diese Weise befestigte man die Schuhe an den Füßen. Um beim Laufen sicher zu sein, bediente man sich eines spitzen mannshohen Stabes. Oft kam es auch vor, daß eine Knochenröhre der Länge nach gespalten wurde, um eine feste Unterlage für den Fuß zu erzielen, indem man die offene Seite nach oben kehrte. Der durch Knochen hergestellte Eisschuh hat sich durch Jahrhunderte hindurch in Norddeutschland, Holland, England, Skandinavien, Rußland usw. erhalten, bis er allmählich vom Schlittschuh abgelöst wurde. Gewissermaßen als Uebergang zu dem spätern Schlittschuh kann man eine eigentümliche Art des Eisschuhs betrachten, der in Pommern zur Verwendung kam. Er bestand aus dem Unterkiefer eines Schafes, der mittels Riemen an einer Holzplatte befestiget wurde. Wahrscheinlich hat man erst zu Ende des 14. Jahrhunderts angefangen, eisenbeschlagene Schlittschuhe neben den alten Eisschuhen zu gebrauchen. Doch werden die Eisen sicher sehr breit und flach gewesen sein. Daneben standen aber doch die Eisschuhe noch in hoher Achtung. So berichtet der nordische Verfasser Olaus Magnus, daß zu seiner Zeit, im Anfang des 16. Jahrhunderts, Wettläufe auf Eisschuhen stattgefunden hätten, deren Sieger als Prä-

mien silberne Löffel, kupferne Gefäße, Schwerter, ja sogar junge Pferde erhalten hätten. Erst um das Jahr 1600 herum erhielt der Schlittschuh die Form, die wir heute kennen. Vom Kunstlaufen wußte man offenbar damals noch nichts. Der einzige Zweck war, in kürzester Zeit möglichst weite Strecken zurückzulegen. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichten die Schlittschuhe die Vollkommenheit der heutigen Typen. Sicher ist, daß der Schlittschuh seine eigentliche Heimat an den Küsten der Ost- und Nordsee hat. In Skandinavien war er ein beliebtes Sportwerkzeug, und in Holland mit seinen vielen Kanälen hat er zur Winterszeit als Verkehrsmittel stets eine hervorragende Rolle gespielt. Von hier aus hat er dann seinen Siegeszug durch die ganze Welt gehalten. (Vgl. N. Z. Z. No. 350. 1916.)

Neben dem Wort Schlitteln hört man heute auch oft das Wort „Rodeln", zumal in Deutschland. Die Bezeichnung Rodeln stammt wahrscheinlich aus dem Gebirge. Sie ist ziemlich alt, liest man doch schon in dem Trachtenbuch des Konrad Schwarz von 1552 den Satz: Magst rodeln mit mir, mußt mich aber nicht abwerfen. Rodeln wird wohl dasselbe Wort sein wie das etwas schärfer gesprochene „rotteln", das in gewissen Gegenden Deutschlands gebraucht wird, wo z. B. das Obst nicht von den Bäumen geschüttelt, sondern gerottelt wird. Einen deutlichen Begriff von rotteln bekommt man beim Fahren mit einem primitiven Gefährt auf holperigem Wege. Gerottelt wird man nun zweifellos auch, wenn man in einem kleinen Schlitten pfeilschnell über Stock und Stein den Berg hinuntersaust. Rotteln ist sicher nichts anderes als unser hochdeutsches rütteln. Rütteln war also die hochdeutsche Bezeichnung für das Vergnügen, welches der Volksmund mit Rodeln bezeichnet.

Zunftstube.

Zur Entstehung unseres ABC. Die Auffassung, die ich seinerzeit über die Entstehung unseres ABC in diesem Blatte darlegte, hat sich kurz darauf dahin bestätigt, daß zwar nicht Moses als Erfinder angesprochen werden kann, aber daß die Erfindung doch örtlich aus ägyptischer Nachbarschaft herrührt und auf ägyptischer Grundlage aufgebaut wurde, allerdings etwa ein Jahrhundert vor Moses vollzogen ward. Aber immerhin mag die neue Schrift unter Moses ihre erste Verbesserung und handlichere Umbildung erfahren haben.

Die Sache liegt so:

Im Jahre 1905 hatte Flinders Petrie (vom Egypt. Exploration Fund geschickt) in d. Sinaihalbinsel, besonders im alten Tempel von Sarbut el Chadem, geweiht der Hator, der Herrin des Malachites, ägyptisierende rohende Denkmäler mit eben solchen Inschriften entdeckt. Die ersten Proben, die er in seinem Werke Researches in Sinai (London 1906) herausgab, fanden wenig Beachtung. Nur Bruston (Rev. de théol. de Montauban 1911, 177. 1912, 175) beschäftigte sich mit ihnen und glaubte diese Schriften als semitisch ansprechen zu müssen.

In Deutschland nahm sich dann Kurt Sethe des Gegenstandes an und gab seine Ansicht heraus in den Göttinger Nachrichten 1917 Heft 3, worin er eine große Zahl der Zeichen deutet, eben mit dem oben dargelegten Ergebnis.

Der Erfinder war ein ägyptisch gebildeter Semite, und die Erfindungszeit liegt zwischen 1700 und 1500, in der Hyksoszeit, gemacht von einem in die Bergwerke Verurteilten.

Der letztere Umstand aber erinnert mich an die Verfolgung der Hebräer, wie sie die Bibel meldet, und an die Darstellung derselben Verfolgung in nationalägyptischen Schriften, wo besonders die Verurteilung in die Bergwerke genannt wird. So möchte am Ende doch noch ein Hebräer der Erfinder sein. Dr. F. A. Herzog.

Das Digamma im 8. Jahrhundert. In den assyrischen Inschriften Sargons von Assyrien kommt für Jonien und Jonier = Ja Jones bald die Form Jamna und Jamam, bald Jatna und Jatnana vor. Das m ist sicher Wiedergabe des F. Auffallend aber ist t resp. th. Wenn aber russisch Feodor = griech. Theodor ist, so kann auch in diesem Falle ein scharfausgesprochenes F Digamma von den Assyrern mit th wieder gegeben worden sein.

Neben Jatnana findet sich auch Atnana.

F. A. H.

„Weltanschauung". Einer aus der gelehrten Gilde der Herren Philologen ist wohl so freundlich, mir beizuspringen! —

Ich suche nach einem passenden, möglichst getreu den Begriff zum Ausdruck bringenden lateinischen Wort für das jetzt in Büchern und Zeitungen (auch in der „Schweizer-Schule", vergl. z. B. Nr. 9) häufig auftretende Wort „Weltanschauung". Da dies ein zusammengesetztes Wort ist, begreife ich, daß man sich auch im Lateinischen mit zwei oder drei termini wird behelfen müssen. Dagegen möchte ich nicht etwa eine bloße Umschreibung, sondern wenn möglich, eine wirkliche Uebersetzung. — Auf ein früheres Gesuch an anderer Stelle ist mir mit einer Anzahl von mindestens einem halben Dutzend erklärender Begriffe aufgewartet worden, die aber zum Teil selber wieder der Erklärung bedurften. Es war mir also damit zu meinem Zwecke nicht gedient. Vielleicht komme ich diesmal doch zum Ziele. — Es wäre mir auch erwünscht, außer der Uebersetzung der „Weltanschauung" ins Lateinische gleich eine ins Italienische und Französische mitzubekommen, da ich in die Lage kommen könnte, auch in diesen Sprachen einen adäquaten Ausdruck für unsere „Weltanschauung" gebrauchen zu müssen. Leider bin ich nicht imstande, einen Preis für die beste Uebersetzung aussetzen zu können. S.

Pour apprécier J.-J. Rousseau. — Grâce à la thèse de P.-M. Masson, La religion de J.-J. Rousseau, un point est désormais acquis à l'histoire: Rousseau ne doit pas être confondu avec les „philosophes" incrédules et démolisseurs qui évoluaient autour de l'Encyclopédie; au contraire, écœuré par leur matérialisme, il a défendu, contre eux, avec courage et éloquence „la cause de Dieu". Avec lui commence cette restauration du sentiment religieux, que Chateaubriand a illustrée et amplifiée. Il ne fut, dans cette lutte, ni catholique ni calviniste, mais il inventa une religion nouvelle, dont le vicaire savoyard est le souverain pontife. C'est une religion généreuse et chaude, que M. Masson, après bien d'autres, a prise, à tort, pour le catholicisme. La vraie religion est la révélation de Dieu acceptée par la raison humaine; pour Rousseau elle est une création de l'instinct qui aspire à l'infini. Il lui enlève ainsi toute solidité. Et les apologistes sont bien aveugles qui oublient le caractère transcendant et rationnel de la religion et ne font appel pour la défendre qu'aux aspirations du cœur. Rousseau est responsable de leur tactique (cf. Calvet, Enseignement chrétien, février 1920). Chr. Favre.

Comment M. Eugène Martin corrige les compositions de ses élèves. «Un paquet de copies est sous mes yeux: je les examine l'une après l'autre, soulignant les passages qui méritent une critique, inscrivant en marge les remarques utiles, le plus souvent des formules ou des signes de convention, ajoutant une appréciation générale en tête de chacun des devoirs. Au cours de ce travail long et minutieux, j'ai toujours auprès de moi une feuille de papier, une fiche, où je note en abrégé, au fur et à mesure, les principaux renseignements susceptibles de me servir à l'heure de la correction orale. Ces renseignements, je les range en trois groupes. Certains, en effet, concernent l'invention, d'autres ont trait à la disposition, d'autres enfin, les plus nombreux, se rapportent à l'élocution. Quand vient en classe la correction orale collective, ma fiche reflétant chaque fois d'une manière exacte l'état d'habilité ou d'inhabilité où se trouve la classe, je peux lui administrer en connaissance de cause les meilleurs soins et les meilleurs remèdes.» (Revue universitaire oct. 1918.) Chr. Favre.

Vom Hilfszeitwort „Sein". Das deutsche Hilfszeitwort sein ist in seinen verschiedenartigen Formen immer eine Knacknuß für den Schüler. Wieso zu der Nennform sein ein Präsens bin, bist, ein Imperfekt war und ein Perfekt bin gewesen gebildet wird, scheint in der Tat auffällig und merkwürdig.

Wir haben hier eine Vermischung dreier Stämme. Der eine liegt den Formen zu Grunde, die mit b anlauten: bin, bist. In Mundarten findet sich auch noch eine Befehlsform: Bis (O bis mir dann willkommen, bis willkommen, schöner Held. M. Claudius.)

Die zweite Wurzel es steckt in ist und eine verkürzte Form s dieser selben Wurzel in sind und sei (vergl. lat. sunt, sim). Die erste Person der Mehrzahl müßte nhd. regelrecht lauten sein: das nd, eigentlich nt, kommt nur der 3. Person zu („dem wahrlich alle Feind' auf Erden viel zu wenig zum Widerstande seind". P. Gerhardt.)

Daneben auch die 3. Person ohne d: „Wenn die Kinder kleine sein“ (Kinderlied). Die regelrechte Entwicklung des î zu nhd. ei haben wir auch in der Befehlsform: Seien Sie (ruhig)! Daneben (weniger gut): Sind Sie (ruhig)! Die 2. Person der Mehrzahl müßte regelrecht seit geschrieben werden; sie ist nur zum Unterschiede von seit (Verhältniswort) geändert worden. Auch ein Konjunktiv mit altem Selbstlaut (und ohne das t) kommt von diesem Stamme vor: „Willegis, Willegis, denk, woher du kommen sis!“ (Kopisch.)

Die dritte Wurzel wês finden wir in mhd. was, wâren, gewêsen. („So dir geschenkt ein Rôslein was“), ferner in Wesen, Verweser, wesentlich und dem alten Mittelworte wesend, erhalten in abwesend, anwesend. (Vergl. niederd. das Gewese = das Besitztum.)

Um nun den Schülern die Sache leicht und verständlich zu machen, gehe ich von dem substantivierten Infinitiv (das) Wesen aus und sage: Mit Voransetzung des Geschlechtswortes kann ich jede Nennform zum Dingwort machen. (Das) Wesen geht zurück auf die gotische Nennform wisan = sein, verweilen, bleiben (ahd. wêsan). Diese Nennform ist später fallen gelassen worden und schon das Althochdeutsche weist dafür sin auf und entwickelte sich zu nhd. sein. Im Anschluß an den Infinitiv wisan (wêsan) läßt sich dann leicht das Imperfekt war (mhd. was)) erklären, ganz gleich wie zu lesen ein las gehört.

Wir waren hieß althochdeutsch wârum, mittelhochdeutsch wâren. Aus der Mehrzahl wâren ist mit der Zeit das r an Stelle des s in die Einzahl übergegangen. Gewesen (mhd. gewêsen, auch gesin (gsi) ist heute noch vorhanden. Damit kommen wir auf die Nebeneinanderstellung:

mittelhochd.	wesen	— was —	gewesen
neuhochd.	(sein)	— (war) —	(gewesen)
wie		lesen — las —	gelesen.

Vielleicht wird diese Darlegung vielen Lehrern eine erwünschte Anregung bieten.

A. Dillier.

Fastnacht — Blauer Montag. Längst ist die „Fastnacht“ vorbei, aber eine nähere Betrachtung des Wortes Fastnacht wird gestattet sein.

Der erste Teil des Wortes „Fastnacht“ ist volksethymologisch an fasten angelehnt, hat aber damit nichts zu tun. Das Ursprüngliche bewahrt die Volkssprache in der Form: Fasnacht. (Ahd Fasôn = suchen, irre umhersuchen; mhd. vasenaht = Schwarmnacht.)

Unser Faseln hat nur die übertragene Bedeutung: mit dem Geiste irre umherschweifen. An die Feste, die in der Fastnacht, d. h. am Montag und besonders am Dienstag vor dem Aschermittwoch stattfanden, erinnert noch das alemannische Kinderlied:

Lustig ist die Fasenacht,
Wenn mei Mutter Küchle bacht,
Wenn sie aber keine bacht,
Pfeif ich auf die Fasenacht.

Zeitlich fällt unsere Fastnacht zusammen mit dem altrömischen ausgelassenen Luperkalienfest, das am 15. Februar begann und mehrere Tage dauerte. Vielfach vermummte sich die Jugend; mit Riemen aus den Fellen der Opfertiere schlugen sie scherzweise die Vorübergehenden, und der Schlag galt als segenbringend. (Heute noch das Dreinschlagen mit aufgeblasenen, getrockneten Schweinsblasen, die man mit einer Schnur an einem Stock lose befestigt.) Es war das ausgelassene Volksfest, während die Saturnalien im Dezember mit ihren Beschenkungen auf unsere Festzeit von Weihnachten und Neujahr Einfluß ausgeübt haben, u. a. die Neujahrsgeschenke, lateinisch: strena, woraus französisch étrennes geworden ist. In dieser Zeit konnten die Sklaven einen Tag befehlen, in eigenen Laubhütten wohnen und spielen.

Im Anschluß an obige Ausführungen mag auch interessieren, woher der Ausdruck: blauer Montag stammt. Blauer Montag wurde anfangs der Montag in der Fastnachtswoche genannt von der Farbe der blauen Tücher, mit welchen die Bilder in den Kirchen verhängt wurden. Mancherorts geschieht es heute noch. An diesem Tag feierten und zechten die Handwerker und gebrauchten dann die Benennung von jedem Montag und überhaupt von jedem Tage, den sie müssig und mit Trinken zubrachten.

In gleicher Bedeutung wird der Ausdruck bis zur Gegenwart gebraucht. A. Dillier.

Berichtigung. In der letzten Nummer der „Mittelschule“ sind zwei sinnstörende Druckfehler unterlaufen: S. 16 Sp. 1 Z. 3 von unten lies „Gischt“ statt „Gesicht“; S. 16 Sp. 2 Z. 12 v. u. lies „Kuß“ statt „Kuh“. — Irrtümlicherweise wurden Bensons Romane dem Verlag H. von Matt in Stans zugelegt, während sie bei Benziger u. Co. in Einsiedeln erschienen sind.

6. Jahrgang. Nr. 4. 24. Juni 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Staat und Sittengesetz. — Zunftstube. — Bücherecke.

Staat und Sittengesetz.

Von Dr. jur. P. Anselm Fellmann O. S. B., Engelberg.

„Not kennt kein Gebot" — und die belgische Erde erdröhnt unter den eisernen Schritten der einrückenden und alles vernichtenden deutschen Heere. England wirft sich zum Beschützer kleiner Staaten auf und geht hin, um seine noch im primitivsten Naturzustande dahinlebenden Kolonialvölker auf den Kriegsschauplatz zu treiben und sie die „Errungenschaften und Herrlichkeiten" der europäischen Kultur sehen zu lassen. Auf den Friedensverhandlungen des großen Weltkrieges prahlt man laut mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und scheut sich nicht, Staaten vollständig zu vernichten und ganze Völkergruppen andern, stammes- und gesinnungsfremden Staaten einzugliedern.

Doch hören wir auf aufzuzählen. Des Aufzählens wäre gar kein Ende. Völkersünden! Sünden einer ungeheuerlichen Machtpolitik! Sünden und zwar wahre und wirkliche Sünden, denn auch das Volk als solches, die Regierung, der Staat, sie können sündigen.

Auch für sie hat Gott das Sittengesetz gegeben, auch für sie gilt die Moral, auch sie haben jener dreifachen, von Gott gewollten Ordnung nachzuleben, haben Pflichten ihrem Gotte, sich selbst und den Nächsten d. h. den andern Staaten gegenüber. Nein, die Politik ist der Moral gegenüber nicht souverän, darf sie nicht ignorieren oder sogar mit Füßen treten. Und wenn auch dem schamlosen Treiben der Regierungen in den letzten Jahrzehnten solche Ideen zu Grunde zu liegen scheinen, so sind sie trotzdem unwahr und bleiben unwahr, mögen sie noch so sehr durch eine lügenhafte Diplomatie, mit Feuer und Schwert zur Geltung gebracht werden. Gott ist der Herr Himmels und der Erde, der Herr des Individuums, aber auch der Herr der Gesellschaft, der Familien und der Staaten.

Einige Zeilen über die Beziehungen Gottes zum Staate, resp. des Staates zum Sittengesetze dürften auch in diesem Blatte wohl angebracht sein, kommt doch der Mittelschullehrer, sei es als Professor der Philosophie, sei es als Professor der Geschichte, der Literatur und vor allem als Professor des staatsbürgerlichen Unterrichts des öftern in den Fall, dieses Verhältnis mehr oder weniger eingehend zu behandeln und auf das Unnatürliche und Verwerfliche der heute so weit verbreiteten falschen Theorien aufmerksam zu machen. Diejenigen, die sich in diese und andere rechtsphilosophische und staatsrechtliche Fragen vertiefen wollen, verweisen wir auf die reichhaltige und gediegene Literatur, besonders auf die Bücher des bestbekannten Jesuiten Viktor Cathrein und unseres hochgeschätzten und unermüdlichen Dr. P. J. Bapt. Egger O. S. B., Rektor in Sarnen. (Leitfaden der Moralphilosophie; Rechtsphilosophie und Gesellschaftslehre; Kriegsphilosophie; das Nationalitätenprinzip 2c.)

Wir wollen hier nicht eintreten auf die Pflichten des Staates gegen Gott und sich selbst, die so oft verletzt werden durch eine gegen das Naturgesetz verstoßende Stellung des Staates jeder oder doch der wahren Religion, der kath. Kirche gegenüber, durch Uebertreibung und Verfälschung des Staatszweckes und den daraus folgenden unerhörten Forderungen an die Staatsangehörigen, durch rücksichtslose Ungleichstellung oder Verfolgung und Verbannung eigener Bürger u. s. w.

Wir streifen hier nur das große Gebiet der Verpflichtungen der Staaten gegen Staaten.

Wenn man diese Verpflichtungen im grauen Altertum nicht immer beobachtete, nicht immer deutlich erkannte, so läßt sich das zwar nicht entschuldigen, aber doch einigermaßen begreifen, war die Menschheit doch allzu tief ins Heidentum gefallen und hatte man doch das Bewußtsein der Einheit des gesamten Menschengeschlechtes allzu sehr verloren. Immerhin finden wir da und dort Zeugnisse, daß noch an die Verantwortlichkeit des Staates vor einem Gott geglaubt wurde; — erinnern wir uns z. B. nur, daß die Römer ein Kollegium der Fetialen hatten, dessen Aufgabe war, zu prüfen, ob eine Kriegsursache genügend oder ungenügend sei, ob ein Krieg geführt werden dürfe oder nicht. — So beruhte selbst die Stärke des alten römischen Machtstaates nicht auf bloßer Waffengewalt, sondern auch auf moralischen Kräften, denn diese erst gaben den Waffen die Unwiderstehlichkeit. Mag auch die Erzählung von jenem Feldherrn Regulus, der den treulosen Puniern das Wort hielt und in die Gefangenschaft zurückkehrte, erfunden sein — der Geist, der aus ihr spricht, die unbedingte Ueberordnung des Charakters über den Vorteil, der hat dem römischen Staate seine eherne Wucht und Geschlossenheit verliehen; als das nackte Machtstreben — und fügen wir hinzu, damit zusammenhängend, das Gefühl der Ungebundenheit vor Gott, dem Nebenstaat gegenüber — in der römischen Seele die Oberhand gewann, da brach der römische Staat zusammen. (Förster, Politische Ethik S. 198.)

Erst das Christentum als wesentlich inter- und übernationale Religion (Weltreligion) hat den Menschen wieder das Bewußtsein ihrer Einheit, ihrer Zugehörigkeit zur einzigen großen Gottesfamilie gebracht und dadurch die Grundlage einer ganz neuen Epoche der Verhältnisse unter den Völkern gebracht. Wenn auch Christus und die Apostel kein internationales Gesetzbuch abfaßten, so war doch die bisher vielfach herrschende Idee des Völkerverkehrs mit den christlichen Ideen unvereinbar. Es war namentlich die alle Länder und Reiche umspannende kath. Kirche, welche die Völker zu einer großen, sichtbaren Gemeinschaft vereinigte. Welch wunderbares Bild bietet uns hier die karolingische und nachkarolingische Zeit bis hinauf zur Reformation: der römische Papst, das Zentrum des einen Glaubens, oberster Leiter und geborner Schiedsrichter der christlichen Nationen, die ein einziges, großes Ganzes bilden, das in dem Kaiser als dem berufenen Schirmer der Kirche auch ein weltliches Haupt besaß. (Vergl. Cathrein, Moralphilosophie, 4. Aufl. II. Bd., S. 693.) Aber schon mit dem Aufleben des Klassizismus in der Renaissance fing man an, die übertriebenen Gedanken des spätern Altertums über den Staatszweck und die Rücksichtslosigkeit der Mächtigen den Schwächern gegenüber auszugraben. Es mußte dann nur noch die Reformation kommen, die den Papst auch in seiner politischen Stellung für die Staaten, die zur Neuerung übergingen, beseitigte, und die bis jetzt geeinte Völkerfamilie fiel auseinander. Man sah sich gezwungen, das Völkerrecht wissenschaftlich zu bearbeiten. Volk stand Volk, Nation Nation und Staat dem Staat gegenüber, die Trennung war da; man mußte nur noch vom Gedanken der Völkervereinigung auf den eines engen, beschränkten Nationalismus kommen, man mußte sich nur allgemein von jeder Pflicht dem Nachbarstaat gegenüber emanzipieren, die Politik von den Gesetzen der Moral ganz befreien, und der Krieg aller gegen alle, der durch einige Verträge aus Eigensucht und Furcht vor der größern Macht des andern bisweilen unterdrückt und unterbunden werden konnte, war im Prinzipe da.

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf diese Lösung der Staatskunst von den „Fesseln" der Moral hatte der Florentiner Nicolò Machiavelli (1469—1527). Marchel schreibt in seiner italienischen Literaturgeschichte von ihm unter anderm kurz und bündig: Se il Macchiavelli ha fondato per mezzo delle sue opere la scienza politica, egli ha pure con esse elevato il male a scienza. Le sue teorie si basano sull' abbominevole principio: lo scopo santifica i mezzi." In den meisten seiner Werke gibt er seinen perversen Ideen beredten Ausdruck, vor allem aber in dem Büchlein „Il principe", das dem in Florenz wieder zur Herrschaft gelangten Lorenzo di Medici Stern für sein politisches Handeln werden sollte, um sich diese Herrschaft auch für die Zukunft zu behaupten. Es muß allerdings zugegeben werden, daß Macchiavelli nicht der Erfinder des unmoralischen Systems ist, das er uns darstellt, sondern der getreue

Kopist, der zu seiner Zeit bereits an mehreren Höfen ins Leben getretenen Wirklichkeit, oder wie Förster sagt: der florentinische Politiker hatte an der Hand drastischer Situationen eben das kodifiziert, was zu allen Zeiten die stillschweigende Theorie aller auf dem Boden des bloßen Nationalegoismus und des heidnischen Staatsbegriffes stehender Politiker gewesen ist (Förster a. a. O. S. 174). Er hätte sein Buch ebenso wohl mit „Emanzipation der Politik von der Sittlichkeit" überschreiben können. Wer nicht in Blut und Lächerlichkeit untergehen wolle, so lehrt er, der dürfe sich in seiner staatenbildenden Aktion durch keine Gewissensbedenken stören lassen, — sei man dazu nicht fähig, so kehre man lieber ins Privatleben zurück. „Der Staatsmann hat sich überhaupt von ganz andern Gesichtspunkten leiten zu lassen als der Privatmann, seine sittliche Aufgabe ist es, in der Wahl seiner Mittel gänzlich unsittlich zu sein." Gerade diejenigen, die sich um Treue und Wahrheit nichts bekümmerten, hätten in ihrer Politik die größten Vorteile zu buchen. Wohl sollten sie jene Tugenden heucheln, denn es sei notwendig, daß sie sie zu besitzen scheinen: „Ja, ich wage sogar zu behaupten, daß, wenn der Fürst sie wirklich besitzt und sie immer befolgt, sie ihm bisweilen zum Nachteil gereichen. Sie sind nützlich, inwiefern man den Anschein hat, sie zu besitzen, d. h. man soll vor allem scheinen, milde, treu, menschlich, religiös, rechtschaffen zu sein und es auch wohl wirklich sein: aber man muß dabei die Elastizität des Geistes bewahren, um, wenn es zuträglich ist, diese Eigenschaften nicht zu haben, auch die entgegengesetzte Rolle übernehmen zu können. Ein Fürst muß das Talent besitzen, sich nach dem Winde und dem Wechsel des Glückes zu drehen; er soll, wie gesagt, sich nicht vom Guten entfernen, solange dies in seiner Gewalt steht, aber er muß auch den Weg zum Bösen sich offen zu halten wissen, für den Fall, wo die Not es erfordert. . . . In den Handlungen der Menschen und besonders der Fürsten, da wo es keinen Richterstuhl gibt, vor dem man reklamieren könnte, wird nur der Erfolg in Anschlag gebracht; der Vulgus folgt immer nur dem Scheine und dem tatsächlichen Erfolg; die Welt aber ist nur Vulgus. . . . Der Herrscher soll auf nichts anderes sein Augenmerk richten, als das Kriegswesen und die Ordnung und Disziplin der Armeen."

So wird der Staatsmann durch die furchtbarsten Theorien einseitig darauf hingewiesen, den Bestand seines Staates zu sichern, auch durch die moralisch verwerflichsten Mittel, es wird das leidenschaftliche Verlangen geschürt, die Macht seines Staates auf Kosten anderer zu vergrößern.

Und Macchiavelli fand Nachbeter, die seine Ideen weiter spannen und ihnen überall Eingang verschafften. Wer stellte sich nach ihm zu der Lehre von der über jeder Sittlichkeit stehenden Staatsraison? Alle Theoretiker und Exekutoren großer politischer Entwicklungen haben mit ganz wenigen Ausnahmen bewußt oder unbewußt Macchiavellis Lehre im wesentlichen gebilligt und selbst dann befolgt, wenn sie sich darüber entrüsteten.

Haben nicht Fichte und Treitschke fast wortwörtlich denselben Satz vom Staatsmanne geschrieben: „Es ist ihm nicht erlaubt zu sagen: Ich habe an Menschheit, ich habe an Treue und Redlichkeit geglaubt. So mag der Privatmann sagen, er geht darüber zu Grunde; aber so kann der Fürst nicht sagen, denn dieser geht nicht sich und geht nicht allein zu Grunde."

Ja, man hat die alte Macchiavellistische Theorie in ein neues Mäntelchen gekleidet; man hat für die Fürsten und Politiker zwischen Privatmoral und öffentlicher Moral unterschieden. In ihrer Privatlehre sollen diese Herren an die Gebote der Sittlichkeit und der Religion gebunden sein, im öffentlichen Leben aber dürften sie sich nur von Rücksichten der Zweckmäßigkeit leiten lassen. Lüge, Betrug und Verrat sind gestattet, wenn sie den öffentlichen Interessen, den Staatsinteressen förderlich sind."

Haben nicht die deutschen Philosophen und Rechtslehrer im Uebermaß das Unkraut gesät, das in der Folge in der deutschen Auslandspolitik furchtbar gewuchert? „In seinem (des Fürsten) Verhältnis zu andern Staaten gibt es weder Gesetz noch Recht, außer dem Recht des Stärkern, und dieses Verhältnis legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung auf die Verantwortlichkeit des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral, in eine höhere sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: Salus et decus populi suprema lex esto!" (Fichte, Sämtl. Werke, II. Bd.) Und ein Paulsen konnte schreiben: „Jeder Staat wird in seinem Verhalten lediglich

durch die Rücksicht auf die eigenen Lebensinteressen bestimmt, es gibt zwischen Staaten keinen Rechtszustand, der jedem Sicherheit gegen Uebergriffe bietet; zwischen Staaten besteht daher ein beständiger partieller Kriegszustand."

Und diese Theorien wurden auch bald in die Praxis umgesetzt. Es fehlte nicht an Fürsten, die in ihrem Durste nach Entfaltung ihrer Reiche, in ihrem unersättlichen Hunger nach Macht sich nicht kümmerten um Wohl und Wehe ihrer eigenen Untertanen, oder die zur Erreichung ihres Zieles durch eine gewissenlose Diplomatie und fluchwürdige Verschleierungspolitik das Volk zu fangen und für einen „gerechten" Krieg zu begeistern wußten. Ja, wie viele Regierungen dürften sich nicht gerade nach dem Weltkriege anklagen und reuevoll an das Herz klopfen ob ihrer maxima culpa, die sich, wenn alle die möglichen und unmöglichen Beschönigungen, Entschuldigungen und vorgeheuchelten Kriegsursachen untersucht werden, präsentiert als reine Machtpolitik, Erweiterung des Staatsgebietes, Erfüllung „gerechter" Aspirationen, und zwar nicht nur bei den Völkern, die man auf die Folter gespannt und denen man Hungerblockaden diktiert, bis sie ihr Schuldgeständnis ablegten.

In der erweiterten Auflage seiner „Staatsbürgerlichen Erziehung", in seiner „Politischen Ethik oder politischen Pädagogik" (Reinhardt, München 1918) wagt es Prof. Fr. W. Förster die Trennung von Moral und Politik zu beklagen, in schärfster Weise mit der Politik seines Vaterlandes ins Gericht zu gehen und die großen Theoretiker und Praktiker der vom Sittengesetze emanzipierten Staatskunst zu geißeln. Natürlich fehlt es ihm dabei nicht an Gegnern, spukt doch das alldeutsche Wesen noch in vielen Köpfen, und da und dort platzt in einer Zeitschrift eine Bombe, die sein Werk zu zerstören sucht. Wir maßen uns kein Urteil über Försters Buch an, wir möchten darin durchaus nicht alles unterschreiben, und doch hatten wir eine wirkliche Freude über das im allgemeinen wohlgelungene Werk, in dem die Sonne einer richtigen Auffassung über die naturgesetzlichen Rechte und Pflichten eines Staates in seiner Auslandspolitik leuchtet und der warme Zephir einer edlen Vaterlandsliebe weht!

Doch wir sind von unserm Ziele abgekommen! Wenn man auf gegnerischer Seite eine doppelte Moral für denselben Menschen als Privatmann und als Staatslenker oder Politiker behauptet, so behaupten wir und halten mit aller Schärfe daran fest, daß jede Handlung, die das Sittengesetz verbietet, auch für den Staatsmann unerlaubt ist. Wenn wir auch zugeben, daß für den im Namen und Interesse der Gemeinschaft Handelnden andere Beweggründe in Betracht kommen als für den, der nur für sich und in eigenem Namen tätig ist, so verwerfen wir doch grundsätzlich jene Doppelspurigkeit der Moral.

Der Staat ist eine von Gott gewollte Institution. Er ist nicht, wie Hobbes und Rousseau lehrten, eine Schöpfung menschlicher Willkür, einzig und allein auf freier Uebereinkunft beruhend, um dem Kampf ums Dasein wenigstens in etwas Einhalt zu tun. Nein, der Mensch wird geboren als animal sociale, in seinem Herzen trägt er den Drang, sich mit andern zu verbinden, und dieser Drang wurde von Gott in sein Herz gelegt; Gott hat den Menschen hingeordnet auf die Familie, und weil diese sich nicht genügen kann, auf die vollkommene Gesellschaft, den Staat. Somit ist der Staat eine notwendige Gesellschaft nicht nur für das Menschengeschlecht im allgemeinen, sondern auch für die einzelne Familie, das einzelne Individuum. „Daß die Menschen in staatlicher Gemeinschaft leben, ist eine Forderung der Natur, oder richtiger, des Urhebers der Natur, Gottes (Leo XIII., Diuturnum). „Denn da der Mensch die notwendige Kultur und deren Einrichtung, ebenso seine geistige und persönliche Vollendung in der Vereinzelung nicht erreichen kann, hat Gott es angeordnet, daß der Mensch von Geburt aus angelegt ist, auf Vereinigung und Vergesellschaftung, sowohl in der Familie als auch im Staate, die allein das bieten können, was zur Lebensvollendung genügt (Leo XIII., Immortale Dei). — Und weil Gott nichts zweck- und ziellos will, so hat er auch dem Staate seinen Zweck gegeben; der Staat ist nicht Selbstzweck; sein Zweck ist das öffentliche Wohl, das er nicht bloß negativ, sondern auch positiv zu fördern hat, d. h. er soll nicht reiner Rechtsstaat, sondern auch Wohlfahrtsstaat sein. — „Der Zweck des Staates", lehrt wieder der große, von Gott geleitete Staatsrechtslehrer auf Petri Stuhl, ist die „vitæ sufficientia perfecta" (Leo XIII., Immortale Dei). Er umschreibt in seiner Enzyklika: Rerum novarum vom 15. Mai 1891 diese De-

finition weiter: „Was aber im Staate vor allem den Wohlstand verbürgt, das ist Ordnung, Zucht und Sitte, ein wohlgeordnetes Familienleben, Achtung vor Religion und Recht, mäßige Auflagen und gleiche Verteilung der Lasten, Betriebsamkeit im Gewerbe, Industrie und Handel, günstiger Stand des Ackerbaues und ähnliches. Je umsichtiger alle diese Hebel benützt und gehandhabt werden, desto gesicherter ist die Wohlfahrt der Glieder des Staates." Und um diesen Zweck zu verwirklichen, hat Gott dem Staate Gewalt gegeben, denn Gott allein ist die Quelle aller Macht. Er hat den Menschen verpflichtet, im Gewissen verpflichtet, dieser Gewalt sich zu unterwerfen, falls sie ihre Schranken nicht überschreitet. Ja auch der Staatsgewalt sind ihre Schranken gezogen durch den Staatszweck. Die Staatsgewalt hat alle die Rechte, aber auch nur die Rechte, welche ihr zur angemessenen Erreichung ihres Zweckes notwendig sind, nicht mehr und nicht weniger. Kein Recht hat der Staat zu befehlen, was seinem Zwecke, der öffentlichen Wohlfahrt unnütz oder gar schädlich ist oder was überhaupt nicht zum Zwecke gehört. Nichts gebieten darf die Staatsgewalt, was dem klar erkannten Willen Gottes widerstreitet, mag uns derselbe durch das natürliche Licht der Vernunft (das natürliche Sittengesetz) oder durch die übernatürliche Offenbarung bekannt sein. Die Staatsgewalt stammt unmittelbar aus Gott; der göttliche Wille ist ihre Quelle, ihre dauernde Grundlage. Jede irdische Gewalt muß als eine beschränkte Teilnahme an der göttlichen Weltregierungsgewalt angesehen werden; sie hat die Aufgabe, den Weltregierungsplan Gottes in einem bestimmten Kreise und nach den Absichten des ewigen Weltenlenkers zu verwirklichen. Unmöglich also kann es ihr gestattet sein, sich mit dem klar erkannten Willen des höchsten Gesetzgebers in Widerspruch zu setzen. Folglich kann die Obrigkeit nichts gültig befehlen, was seiner Natur nach verwerflich ist und dem natürlichen Sittengesetz widerspricht. Sonst müßten wir annehmen, Gott verpflichte die Untergebenen durch die Staatsgewalt zu einer Handlung, die er ihnen durch das Naturgesetz notwendig verbietet. Und das gilt für den Staat überhaupt, nicht bloß bez. seiner Beziehungen nach innen, sondern auch nach außen, seinen Nebenstaaten gegenüber (Vgl. Cathrein a. a. O. II. S. 542). Gewiß, es gibt über dem Staate keine einheitliche natürliche Gesellschaft mehr, denn im Staate als der vollkommenen Gesellschaft kommt der Gesellschaftstrieb des Menschen zur Ruhe, der Staat bleibt der Schlußstein in der gesellschaftlichen Gliederung innerhalb der natürlichen Ordnung. Ein einziger Weltstaat ist eine Utopie, Gott hat eine Menge vom Staate gewollt, ein jeder hat seinem oben erwähnten Zwecke nachzukommen und darf von seinem Nächsten daran nicht gehindert werden, ja soll vielmehr von ihm unterstützt werden. Auf eine je höhere Kulturstufe die Menschheit steigt, um so mehr ist der Einzelstaat auf den andern angewiesen. Hier müssen die rechtlichen Beziehungen nicht erst künstlich geschaffen werden durch ein positives Völkerrecht, nein, sie sind schon da, allerdings durch dieses näher auszubauen; es ist auch hier das Naturgesetz, das wie zwischen Individuen und Individuen, Familie und Familie, so auch zwischen Staat und Staat als zwischen juristischen Person gilt. (Schluß folgt.)

Wer Sprachen lernt, hat auch Sachen gelernt, und nur dadurch, daß das Sprachstudium mit einem unbesiegten Ernste getrieben wird, kann die Obeflächlichkeit des Wissens, die offenbar einen Charakterzug des Zeitalters ausmacht, verhütet und die Bildung zur wahren Gelehrsamkeit möglich gemacht werden. Hierdurch unterscheidet sich vorzüglich der echte Humanismus, der sich leider aus den Schulen verdrängen lassen mußte, von dem falschen Philanthropinismus, der sich darin gewaltig breit machte. Dieser füllt den Knaben mit einzelnen Begriffen, Urteilen aus hundert zerschnittenen Fächern an, die er im Leben anwenden sollte, die er aber nicht in das Leben einführen kann, weil er sie längst vergessen hat, ehe er zu leben anfangen wird; jener bildet die Kraft zu denken, zu urteilen, zu handeln, die sich dann im Leben von selbst bewegen und in richtigen Begriffen, Entschlüssen, Handlungen darstellen wird, weil sie lange genug vorgeübt ward und innige Freude an Wahrheit, Selbsttätigkeit, Tugend gewonnen hat. Sailer, über Erziehung für Erzieher.

Zunftstube.

Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Die ungeheure Steigerung der Herstellungskosten aller Drucksachen, die bedeutende Erhöhung der Postgebühren und der allgemeine wirtschaftliche Niedergang in Oesterreich bewirken, daß dieser Verein, der seinen Sitz in Wien hat, sich in seinem Bestande bedroht sieht und nicht mehr imstande ist, die Mittel zur Fortsetzung seiner wirksamen Propaganda für die Idee des humanistischen Gymnasiums aufzubringen. Er entfaltet deshalb eine rege Werbearbeit und wendet sich dabei auch an uns Schweizer. Während Deutschland schon vor dem Kriege eine schöne Zahl von Mitgliedern gestellt hat, war der Verein in der Schweiz beinahe unbekannt. Und doch dürfte die schwierige Lage der österreichischen Kollegen auch hier Verständnis und Entgegenkommen finden; denn die Sache, die sie verfechten, geht alle an, die durch ihren Beruf zum Gymnasium in Beziehung stehen oder sich sonst ein Herz bewahrt haben für diesen jetzt mancherorts sehr angefeindeten und schwer bedrohten Schultypus. Als jährlicher Beitrag ist für die Schweiz die bescheidene Summe von 2 Fr. in Aussicht genommen; besondere Vergabungen sind natürlich außerordentlich willkommen. Dafür wird der Verein auch den schweizerischen Mitgliedern seine Publikationen, besonders seine teilweise recht wertvollen „Mitteilungen" kostenlos zustellen. Die Herren Kollegen — hoffentlich sind es deren recht viele — welche dem bedrängten Verein beitreten oder ihn anderswie unterstützen wollen, sind gebeten, sich mit Hrn. Universitätsprofessor A. Piccardt in Freiburg i. Ue. (av. du. Gambach 3) oder Herrn Prof. Dr. Karl Schneider in St. Gallen (Teufenerstr. 52) in Beziehung zu setzen. -t-

Undeutsche Betonung. In Nr. 1 (29. Jan.) der „Mittelschule" ist als Wort mit undeutscher Betonung „lebendig" angeführt. Im Mittelalter hieß es richtig lébendig, nach dem germanischen Grundgesetz, daß der Ton auf der Stammsilbe liegt, im Gegensatz zu den übrigen indogermanischen Sprachen. Es gibt aber neben lebéndig noch einige Wörter, die undeutsch oder falsch betont werden. Es sind Forelle, Hermelin, Holunder, Wachholder, Schlaraffe und schmarotzen — alles echt deutsche Wörter mit fremdartiger Betonung. Niemand wird Büchlein, Scherflein und Böcklein auf der zweiten Silbe, die eine Verkleinerung anzeigt, betonen, und der Schweizer Maler Böcklin verbat sich ebenfalls die Betonung wie in Schwerin, Stettin, Berlin, da sein Name eben nichts anderes als Böcklein ist, während die drei genannten Städtenamen slawisch sind. Wie lin in Hermelin, Böcklin, Rauchlin, die eine Verkleinerung bedeutet, so auch = elle in Forelle, das im Mittelhochdeutschen die Form vorhen, also ohne Verkleinerung, hatte. Andere Wörter, die durch die Endung = elle zu diminutiven gemacht werden, sind z. B. Libelle, Sardelle, Tabelle, Zitadelle — alles Fremdwörter im Gegensatz zu dem echtdeutschen Forelle. Irre ich nicht, so betont Professor Forel in Zürich seinen Namen auf der ersten Silbe, also deutsch. Schlaraffe, mittelhochdeutch slur — affe, heißt üppiger Müßiggänger. Das Bestimmungswort slur müßte also den Ton tragen. Schmarotzen ist ein bisher gänzlich unerklärtes Wort. Bei Holunder und Wachholder ist die Erklärung unsicher; so viel scheint aber festzustehen, daß der letzte Teil = „der" ein altes, deutsches Wort für Baum ist, das im englischen tree noch besteht und mit dem griechischen *δενδρον* urverwandt ist. Auch das Städtchen Vallendar bei Koblenz scheint dieses „=der" am Schlusse zu haben.

Dr. Wasserzieher,
Verfasser von „Woher?"

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein.
Machte nur keiner zu breit sich und schädlich
Wäre das Land nicht für alle zu klein.
Aber wo alle sich drängen und reiben,
Da ist für Menschen im Land nicht zu bleiben,
Flösse das Land auch von Milch und von Wein.

Rückert.

Bücherecke.

Koch, P. Gaudentius, Kapuziner, Lieder zum Kirchenjahr. Pustet 1919.

Es muß keine schlechte Poesie sein, die ihrer beiläufig fünfzehn Komponisten vom Ruf eines Ign. Mitterer, eines Vinzenz Goller und eines Michael Haller zum künstlerischen Schaffen anregt. Von den zirka 150 Gedichten sind über 30 vertont; allein von Mitterer ihrer sieben. Zwar gestehen wir, es sind nicht alle gleichwertig; wessen Meisters Werke sind es auch? Aber unleuglich fließt ein Strom reiner, heller, glühender Poesie durch diese Gedichte. Aus dem Koch ist fast ein Kochem geworden, was starken Glauben, Innigkeit und Kindlichkeit der Empfindung und populäre kräftige Darstellung betrifft. Trügen wir uns nicht, wird noch manches dieser sonnigen, warm empfundenen Lieder seinen Meister in der Vertonung finden. Es reut einem fürwahr, daß man nicht bildungskräftig wie ein Beethoven durch die Welt der Töne wandeln kann, während einem doch das Herz beim Anschlag dieser Lieder in hellen Tönen schlägt. P. Dr. M.

Hartmann, P. Plazidus, Bergkinder. Skizzen und Verse. Eugen Haag in Luzern. 1920.

Herzige Geschichten voll tiefen Gemütes, voll Poesie. Bergkinder nennt sie der Verfasser; denn in den Bergen steht ihre Wiege. Da erzählt er von blutigen Edelweiß und vom Kreuzstein, vom Wildbach seinem Freund, von Sepplis Maturität, und vom Licht im Bergkristall, und den alles Einsern im Zeugnis. Dazwischen hinein sind Gedichte gestreut. Da jauchzt der Föhn seine Fanfaren, schwefelglutige Blitze umleuchten die Gräte, träumt der stille Bergsee und rauschen die Bäche mit silbernen Wogen zu Tal, Edelweiß entsprossen der harten Erde, da kniet in einsamer Schlucht der heilige Ranft, dort klingt das silberne Glöcklein der Waldandacht; aber auch dumpfe Nebel schleichen durch die Täler, und da findet auch das Leid seinen Weg, und zittert das kleine Lichtlein in des Wanderers Hand. Als der Mars in Erdnähe war, drang dessen Widerschein auch in tausend gierigen Flammen in die Berge, bis die Sonne des Friedens die Zinnen der Berge umgoldete. Auch lieb Mütterlein geht durch sein Land und segnet seine Verse. Die Metteglocken läuten und des Rauchwerks duftende Glut umschwellt das Wunder der Wandlung und trägt sein Lied zum dreieinigen Gott empor. Er hat für des Dichters Harfe das Holz sprießen lassen, das funkelnde Erz in den Adern der Berge geschaffen und dem schwingenden Stahl die Fülle der Töne bestimmt, die drinnen schlummern. P. Plazidus ist Naturforscher, ein genialer; denn er hat Phantasie. Er ist Lehrer, und ein lieber, er hat Gemüt, und er ist Benediktiner, und das ein glücklicher, und er ist ein Dichter voll Jugendbegeisterung, in dessen Seele das graue Leid keinen Eingang findet, jetzt noch nicht; erst müssen die Jahre der Besinnlichkeit sich drüber legen und die Tage kommen, von denen Koheleth spricht. Darum, bitte, ja nie mehr die Leier zerschlagen, das ist nicht nur eine kostspielige Sache, es ist auch nicht mehr modern. Dafür aber wieder solche zarte Geschichten und Legenden ersinnen und solche gewaltigen Bilder schauen und uns vorführen, wie den Mars in Erdnähe, vor dem entsetzt die Geschwister fliehen und die zarte Venus ihr reines Licht in die Fülle des leuchtenden Tages flüchtet, oder so ein urweltlich-elementares Geschehen wie den Aufgang der Friedenssonne. Dr. F. A. Herzog.

Ernst Eschmann, 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte. Herausgegeben für Schule und Haus. Verlegt bei Orell Füßli, Zürich. Preis geheftet 7 Fr., gebunden 9 Fr.

Eine Sammlung von Balladen und historischen Gedichten aus der Schweizergeschichte kommt wirklich einem Schul- und Volksbedürfnis entgegen. Seitdem L. Schükking seine „Helvetia" (Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Frankfurt a. M. 1851) und H. Kurz die „Schweiz" (Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen, Bern 1853) herausgegeben hat, ist nichts Aehnliches mehr auf unserm Büchermarkt erschienen. Wie manche Perle troff seit diesen 70 Jahren noch aus der Feder. Allerdings über künstlerisch wirklich schöne Dichtungen dieser Gattung ist unsere nationale Literatur nicht überreich. Der Herausgeber war an die vorhandenen Schöpfungen gebunden und findet es daher bald für nötig, den ursprünglich gesteckten Rahmen zu sprengen und auch patriotisch-lyrischen Stimmungsbildern Aufnahme zu gewähren. Sämtliche Zeitepochen sind vertreten, vom Pfahlbau und den Helvetiern an bis zum Volkstage in Solothurn für

Annahme der abgeänderten Bundesverfassung von 1873. Auch einige mundartliche Gaben sind eingestreut, so von dem Berner Romang und dem unübertroffenen Meinrad Lienert mit seinem Iberger Dialekt. Zu den Schweizer Dichtern gesellen sich aus den Ländern rechts des Rheins Klassiker und Romantiker hinzu. Eschmann ließ sich bei der Auswahl hauptsächlich von künstlerischen Gesichtspunkten leiten, doch vertritt er für das Reformationszeitalter den zwinglianischen und für das 19. Jahrhundert den liberal-radikalen Gesichtswinkel zu einseitig. Dadurch versperrt sich das Buch von selbst den Weg in die kath. Schule und Familie. K. F. Meyers Gedicht „Frau Agnes und ihre Nonnen" steht ungefähr in gleichem Verhältnis zur historischen Wahrheit, wie der gegürtete Bruder Klaus auf dem Umschlagbilde dieser Balladensammlung, der die Sonne anbetet. Gottf. Kellers „Jesuitenzug" — eines der schmutzigsten Hetzpoeme, womit der Liberalismus das Volk gegen kath. Institutionen aufgepeitscht hat — in diese patriotische Gedichtsammlung ist eine Beleidigung jedes katholischen Miteidgenossen. Dr. -n.

Grabmann, Dr. Martin, Drei ungedruckte Teile der Summa de creaturis Alberts des Großen (aus den Handschriften nachgewiesen und gewürdigt). (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. XIII. Heft.) Otto Harrassowitz, Leipzig, 1919. Mk. 10.—. VII und 87 S.

Gediegene Gelehrtenarbeit, ein Ausschnitt aus dem langjährigen, mustergültigen Quellenstudium scholast. Texte durch den Wiener und jetzt Münchener U.-Prof., liegt hier vor.

Es ist eine höchst verdankenswerte kritisch-dogmengeschichtliche Untersuchung auf dem stets mehr interessierenden Gebiete der phil. und theol. Bildungsgeschichte der Hochscholastik: Die Entdeckung und der Nachweis des Ineditums der drei letzten Teile der Summa de creaturis Alberts. P. Mandonnet (S. 47) und Grabmann selbst (S. 76) hatten eine bereits aufgefundene Venediger Handschrift für ungedruckte Teile von dessen unvollendeter Summa theol. gehalten.

Der Nachweis der Authentizität ist besonders für die Güter- und Tugendlehre (Pars III) und für die Eschatologie (Pars V) voll überzeugend. Der Sakramententraktat (Pars IV) ist bezügl. der textlichen Integrität weniger belegt.

Die in Bäumkers „Beiträge zur Gesch. der Phil. des Mitt.-Alt." beabsichtigte Publikation der Texte muß jeder lebhaft begrüßen, der sich für das Werden des bekanntesten Monumentalwerkes der Scholastik, der Summa theol. des Engels der Schule, interessiert. Alberts psychologische und ethische Lehren, deren systematische Zusammenfassung hier vorliegt, müssen auf seinen Schüler Thomas didaktisch mehrfach eingewirkt haben, zumal schon Albert den Spuren von Aristoteles folgte. Die pädagogische Bedeutung des „Doctor universalis" wird durch die Entdeckung des Ineditums ebenfalls gewinnen, wie ein Blick auf die darin vom Magister behandelten Fragen (vgl. S. 16—43; 51—64) lehrt.

P. C. B. L.

Wasserzieher, Dr. Ernst, Schlechtes Deutsch. Dümmler, Berlin, 1920. Kl. 8°, X u. 40 S. Preis Mk. 2.50.

Der Verfasser des Schriftchens will, wie der Untertitel sagt, den Kampf aufnehmen gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche, das sich vielfach sogar in unsere Schriftsprache eingeschlichen hat. Dieser Kampf richtet sich weniger gegen die groben Fehler der Sprachlehre als gegen diejenigen des Ausdrucks. In der Einleitung bezieht der Verfasser seine Stellung und bekennt sich als Sprachreiniger, der durchaus nicht einseitig oder engherzig sein will und der z. B. das Fremdwort nicht unbedingt verpönt, wenn ein vernünftiger Grund seinen Gebrauch empfiehlt. Im Hauptteil des Werkleins läßt der Verfasser sodann ein ansehnliches Heer schiefer, schwerfälliger und geschmackloser Ausdrücke und Wendungen an sich herankommen, um jedem die Klinge zu bieten. Es handelt sich da nicht um bloße Erfindungen, sondern alles ist aus Zeitungsberichten und -anzeigen, aus amtlichen Verordnungen und Büchern aller Art und aus dem mündlichen Verkehr gesammelt.

Den Beispielen wird jeweilen der Grund der Ablehnung und der entsprechende bessere Ausdruck beigefügt. Mag man im einen oder andern Fall vielleicht milder oder strenger urteilen als der Verfasser, sicher ist das Büchlein geeignet, den Leser von gedankenlosem Nachsprechen und -schreiben schlechter Ausdrücke und Wendungen abzuhalten und in ihm erhöhtes Sprachbewußtsein und feineres Sprachgefühl zu wecken und zu fördern. B. B.

6. Jahrgang. Nr. 5. 29. Juli 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden. — Staat und Sittengesetz. — Zunftstube.

Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden.

Von Dr. K. Schneider, St. Gallen.*)

I.

Aegypten ist ein Land, das schon mehr als zwei Jahrtausende unter Fremdherrschaft steht. 525 vor Christus kam es unter die Oberhoheit der Perser, 332 v. Chr. wurde es von Alexander, dem großen Mazedonierkönige, besetzt. Nach Alexanders Tod wirft sich dessen General Ptolemaios, Sohn des Lagos, zum Statthalter von Aegypten auf; 304 nimmt er den Königstitel an und heißt in der Geschichte Ptolemaios I. Soter. Von da an steht Aegypten fast drei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Ptolemäer oder Lagiden, wie man sie auch nennt. Seit dem Jahre 200 macht sich der Einfluß Roms im Niltale bemerkbar; die letzten Ptolemäer konnten kaum einen Schritt mehr tun ohne die Zustimmung des römischen Senates, bis endlich Aegypten am 1. August 30 v. Chr. Provinz Roms, genauer gesagt des römischen Kaisers wurde. Gute 650 Jahre später, 641 nach Christus, bricht die römische oder, wie sie seit Diokletian heißt, byzantinische Macht in Aegypten zusammen; die Araber werden Herren am Nil.

Während der Ptolemäer- und Römerzeit waren die Bewohner Aegyptens recht schreibselig. Sie hatten aber auch gutes Papier und gute Tinte, schwarze und rote. Das Papier verfertigten sie schon seit der Pharaonenzeit aus dem Mark der Papyrusstaude (Cyperus Papyrus Linnaei), die damals in den Sümpfen des Nildeltas wuchs. Die Fabrikation war Staatsmonopol. Man stellte 16—24 cm breite Blätter her, die je nach Bedürfnis, einzeln gebraucht z. B. als Briefpapier oder der Breite nach zusammengeklebt und um ein Stäbchen herumgerollt oder auch zusammengefaltet wurden. Das erste Blatt einer Rolle hieß eben vom Zusammenkleben *πρωτόκολλον*.

Weil die Aegypter viel schrieben, gab es auch viel Makulatur aus Privathäusern und aus Amtsstuben. Die packte man zusammen, oft in Körbe, und warf sie auf die Schutthaufen, die vor jeder Ortschaft sich erhoben. Dann gab es schlaue Sargfabrikanten, welche fanden, Särge aus Kartonnage seien billiger als solche von Holz und sie fertigten Särge aus zusammengeklebten ausgeschiedenen Amtsakten. In der Landschaft Fayum wickelte man öfters Krokodilmumien in Aktenrollen ein und legte sie dann in den Sarg. Bekannt ist, daß die Aegypter den Toten Lieblingsgegenstände in den Sarg legten; gelegentlich war es ein Werk aus der schönen Literatur. Der Boden Aegyptens bedarf sorgfältiger Bewässerung und war und ist deshalb von einem Netze von Kanälen durchzogen. Im 3. Jahrhundert n. Chr. fing man aber an, die Kanalarbeiten zu vernachlässigen; infolgedessen rückte die Wüste vor, verschüttete das Kulturland und zwang die Bewohner, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen. Bei ihrem erzwungenen Auszuge ließen sie jeweilen alles Entbehrliche zurück, darunter auch Akten und Briefe. Der schützende Wüstensand hat die Massen von Papier, die auf die beschriebene Weise unter den Boden kamen, sorgsam gehütet bis auf den heutigen Tag, soweit nicht Feuchtigkeit,

*) Die Arbeit gibt im wesentlichen einen Vortrag wieder, den der Verfasser im Februar d. J. im st. gallischen historischen Verein gehalten hat.

besonders Grundwasser sie vernichtet hat. Im Delta mit seinem Mittelmeerklima und seinen jährlichen Ueberschwemmungen muß man daher nicht nach Papyri suchen, so wenig wie in Griechenland oder Italien; um so mehr aber finden sich die braunen Fetzen und Rollen in Oberägypten, südlich von Kairo und im Fayum. Lange Zeit, bis ungefähr 1890 begnügte man sich in Europa damit, Papyri zu kaufen, welche die Aegypter zufällig entdeckt hatten, während sie die Schutthügel antiker Städte (Kôm genannt) nach Düngererde (Sebbach) durchwühlten, oder welche durch Raubgrabungen gewinnsüchtiger Händler ans Tageslicht traten. Erst vor dreißig Jahren hat man deren Ausgrabung planmäßig an die Hand genommen, voran die Engländer Flinders Petrie, Mahaffy, Grenfell und Hunt. Seitdem wurde jährlich da und dort gegraben, auch von Franzosen, Deutschen und Italienern. Seit 1914 ruht begreiflicherweise der Spaten, trotzdem die ausgedehnten Gräberstätten am Wüstenrande gewiß noch Tausende von Papyri bergen. Das gefundene Material gelangte in die großen Bibliotheken von London, Oxford, Wien, Berlin, Paris und Kairo; auch andere Städte sogar in Amerika und Australien haben ihren Teil bekommen, in der Schweiz besonders Basel und Genf. Gelesen und veröffentlicht sind bis jetzt etwa 10000 Papyri; der größere Rest wartet noch auf Bearbeitung.

Da das Lesen und Verarbeiten von Papyrusurkunden eine sehr schwierige und zeitraubende Arbeit bedeutet, muß man sich billigerweise fragen, ob sich die aufgewendete Mühe lohnt. Die Frage wäre leicht zu beantworten durch eine Darlegung der Ergebnisse, welche die Papyruskunde bis heute gezeitigt hat einerseits für die Literatur, dann aber auch für die Geschichte und Verwaltung Aegyptens, für die Kulturgeschichte, die Rechtswissenschaft, die Sprachwissenschaft und die Geschichte der Medizin. Eine schöne, auf umfassender Sachkenntnis beruhende Uebersicht über all diese Gebiete gibt Wilhelm Schubart in seiner Einführung in die Papyruskunde, Berlin 1918. Dieses Buch sollte in der Bibliothek jeder Mittelschule stehen. Wer stärker als es bei Schubart möglich ist, auf griechische Originaltexte zurückgehen will, der greife zu dem Werke: Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde von L. Mitteis und U. Wilcken, 2 Teile in 4 Bänden, Leipzig 1912. Band 1 und 2 enthalten den von Wilcken bearbeiteten historischen Teil, der eine die Grundzüge, der andere die Texte, Band 3 und 4 den juristischen Teil von Mitteis, wiederum in Grundzüge und Chrestomathie geschieden. Von literarischen Papyri größeren Umfanges bestehen bekanntlich Sonderausgaben, wie von Aristoteles' Staatsverfassung der Athener oder von den Lustspielen Menanders. Eine Anzahl von Privatbriefen hat Stanislaus Witkowski in der Teubnerbibliothek veröffentlicht unter dem Titel epistulæ privatæ Græcæ quæ in papyris ætatis Lagidarum servantur, 2. Auflage 1911. Weiter erwähne ich die kleinen Hefte von Artur Laudien, Griechische Papyri aus Oxyrhynchos, für den Schulgebrauch ausgewählt, Berlin 1912; Hans Lietzmann, Griechische Papyri (Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen Nr. 14), 2. Auflage, Bonn 1910; Robert Helbling, Auswahl aus griechischen Papyri (Sammlung Göschen), Texte mit Uebersetzung, Leipzig 1912. Der Unterhaltung und Belehrung zugleich dienen die populären und billigen Büchlein von F. Preisigke, Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 565), Leipzig 1916; vom bereits genannten Wilhelm Schubart, Ein Jahrtausend am Nil, Briefe aus dem Altertum, verdeutscht und erklärt, mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen, Berlin 1912; und endlich von C. Wessely, Aus der Welt der Papyri, Leipzig 1914.

Alle genannten Werke bieten und behandeln fast ausschließlich griechische und nur wenige lateinische Texte. Es gibt aber auch eine schöne Zahl von aramäischen, demotischen, koptischen und arabischen Papyri; darüber ist zu vergleichen Wilcken, Grundzüge, Einleitung XI f.

II.

Die Ptolemäer regierten in Aegypten als unumschränkte Monarchen. Nur die Städte Alexandria, Naukratis und das vom ersten Ptolemäer gegründete Ptolemais, sowie die politischen Verbände der massenhaft eingewanderten Mazedonier und Griechen erfreuten sich einer gewissen Selbständigkeit. Alle Fäden der Landesverwaltung liefen in der Hofburg zu Alexandria zusammen. Als Gehilfen standen dem König zur Seite sein Finanzminister (διοικητής)

und eine Schar von Hofbeamten. Das Land war seit alter Zeit in Gaue geteilt, an deren Spitze ein Gauvorstand (griech. *νομάρχης*) als königlicher Statthalter stand. Die Ptolemäer setzten ihm einen mititärischen Kommandanten (*στρατηγός*) an die Seite, der sehr bald auch zivile und richterliche Befugnisse übernahm und den Nomarchen mit der Zeit ganz verdrängte. Der Stratege hatte seinen Sitz in der Gauhauptstadt (*μητρόπολις*). Der Gau war in Toparchien eingeteilt, diese wiederum in Dörfer (*κῶμαι*). In der römischen Zeit trat an die Stelle des Königs der Präfekt des Kaisers; der erste war der Elegiendichter Cornelius Gallus. Die Verwaltung des Landes lief aber im wesentlichen in den alten Bahnen weiter.

Das Hauptziel der ägyptischen Regierung bildete die finanzielle Ausnutzung des Landes. Die Ptolemäer verschafften sich dadurch die Gelder zu ihrer internationalen Mittelmeerpolitik; dem römischen Kaiser bot Aegypten das wichtigste Mittel zur Befestigung seiner Hausmacht und vor allem zur Versorgung Roms und später Konstantinopels.

Dieser Regierungspolitik diente auch eine der weitblickendsten Maßnahmen des zweiten und dritten Inhabers des Lagidenthrones, ich meine die Entwässerung und Kolonisation des Fayum. Das Fayum ist eine Oase, etwas größer als der Kanton St. Gallen, gute 70 km südlich von Kairo, durch einen etwa 10 km breiten, gebirgigen Wüstenstreifen vom Niltale getrennt und bewässert durch den Bahr Jussuf (Josefskanal), einem Nilarm, der weit oben bei Siut vom Hauptstrome abzweigt und durch eine Einsenkung der lybischen Gebirgskette in die Landschaft eindringt. Diese Oase, von den Aegyptern Ta-sche „Seeland", von den Griechen *Λίμνη* „See" genannt, war ursprünglich zum größeren Teile, man rechnet fast 2000 km², vom Mörisee, heute Birket Karun, erfüllt gewesen, und als der See zurückging, Sumpfland geworden. Ptolemaios II. Philadelphos (285—247) und Ptolemaios III. Euergetes (247—222) ließen das Sumpfland durch Kanäle und Dämme trocken legen und besiedelten das so gewonnene Kulturland mit mazedonischen und griechischen Soldaten, die hier als königliche Pächter Landwirtschaft trieben und im Bedarfsfalle unter die Fahnen rückten.

Zu Ehren seiner verstorbenen Schwester und Gattin Arsinoë gab Ptolemaios II. dem vergrößerten und zur Verwaltung in drei Teile eingeteilten Gau den Namen „Arsinoë-Gau", und die Gauhauptstadt, Pa-Schet oder Pa-Sebak, griechisch Krokodilopolis, hieß von da an gewöhnlich „Arsinoiten-Stadt" (*Ἀρσινοιτῶν πόλις*), in spätrömischer Zeit auch einfach Arsinoë.

Von dieser Stadt will ich in den folgenden Zeilen sprechen, nicht etwa wegen ihres gesunden Klimas oder weil die heutige Hauptstadt der Oase, Medinet-el-Fayum fast an der gleichen Stelle liegt, sondern weil uns deren Ruinen und Schutthügel Hunderte von Papyri geschenkt haben, meist Verwaltungsakten, aber auch eine Anzahl von Privatbriefen. Eine Geschichte der Stadt kann und will ich allerdings nicht schreiben, sondern bloß einige lose Bilder bieten aus der Geschichte und Verwaltung derselben, und zwar, um den Lesern dieses Blattes an einem Beispiele zu zeigen, was wir aus den Papyri lernen können, und um sie anzuregen, auch ihrerseits einen Blick in die Welt der Papyri zu werfen. Ich möchte aber nicht unterlassen zu bemerken, daß meine Ausführungen keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen; sie wollen nicht mehr sein als eine kleine Plauderei.

III.

Vorerst nun möge es mir gestattet sein, eines Mannes zu gedenken, der als Organisator und Leiter der Entwässerungsarbeiten der Landschaft und Hauptstadt unschätzbare Dienste geleistet hat, ich meine den Chefingenieur Kleon, in den Papyri einfach „der Architekt" genannt. Wir können die Tätigkeit Kleons ungefähr von 260 bis gegen 250 verfolgen und kennen auch seine Familie: seine Gattin hieß Metrodora, seine beiden Söhne Philonides und Polykrates. Sein Amtsgehilfe führte den Namen Theodor. Die Familie wohnte wohl in Alexandria; Kleon selber in Arsinoë. Sein jüngerer Sohn Polykrates arbeitete in einem Geometerbureau, vermutlich als Lehrling; denn Lohn bezog er nicht und mußte den älteren Bruder anpumpen. Dieser, Philonides, hatte eine gute Stelle. Schätze besaß der Architekt Kleon nicht; offenbar bezog er kein großes Gehalt. Doch war er angesehen und hatte Beziehungen zum Hofe. Daher bittet ihn Polykrates, der wahrscheinlich seine Lehre fertig hat und nach Staatsanstellung sich sehnt, er mög doch, wenn immer möglich auf das Arsinoëfest heimkommen und ihn dem König

vorstellen[1]). Ob Kleon die 4 Tage beanspruchende Reise seinem Sprößlinge zuliebe gemacht hat, erfahren wir nicht. Gegen 250 kam Unglück über Kleon. Sein königlicher Herr reiste in das Fayum und hielt Inspektion ab. Die Amtsführung Kleons, der bereits ein älterer Herr war mit zitternder Hand, wie wir aus einem Schreiben ersehen können, befriedigte Ptolemaios II. nicht, und er fuhr den Chefingenieur hart an. Darüber große Erregung bei Frau und Kindern, die alles von königlichen Jägern erfuhren. Frau Metrodora schreibt ihrem Gatten einen Brief[2]), in dem sie ihre große Sorge um die Zukunft der Familie äußert; königliche Ungnade war eben schon damals gefährlich. Der ältere Sohn Philonides ist allerdings weniger ängstlich. Er tröstet seinen alten Vater mit rührenden Worten[3]): (Anfang verloren) „dann wird es Dir möglich sein, die Gnade des Königs auch für die Zukunft zu erhalten. Indessen werde ich nichts Höheres kennen, als für Dich während Deiner noch übrigen Lebenszeit gut zu sorgen, wie es Dir und mir gebührt, und Dir auch alles Gute anzutun, wenn Du das Menschenlos erfüllest. Es wird mir das Höchste sein, gut für Dich zu sorgen, solange Du lebst und wenn Du zu den Göttern eingegangen bist. Bemühe Dich also nach Kräften, den Abschied für immer zu bekommen; und wenn Du siehst, daß dies unmöglich ist, so stelle Dich doch wenigstens zum Besuche bei uns ein während der Zeit, wo der Fluß zurückgetreten ist und Theodoros dort bleiben und deine Arbeit besorgen kann. Davon aber sei überzeugt, daß Dir nichts Unangenehmes zustoßen soll, sondern daß ich mit allen Mitteln dafür sorgen werde, daß Du Ruhe hast." Papa Kleon hat darauf sein Abschiedsgesuch eingereicht; es wurde genehmigt; zu seinem Nachfolger rückte der bisherige Gehilfe Theodoros vor.

Die Austrocknung und Besiedelung des Fayum brachte den Bewohnern der dort schon bestehenden Ortschaften große Lasten. Sie waren nämlich gezwungen, den neuen Ansiedlern, sowie den Aufsehern der Entwässerungsarbeiten Freiquartier zu geben, und zwar mußten sie jeweilen die Hälfte der zum Quartier bestimmten Gebäude kostenlos abtreten und zwar für die Ansiedler auf unbegrenzte Zeit; die bevorzugten Klassen durften das ganze Wohnhaus für sich behalten; dagegen hatten sie von anderen Gebäuden auch die Hälfte herzugeben[4]). Diese Einquartierungen bildeten für die Bewohner begreiflicherweise eine harte Last, der sie sich gelegentlich zu entziehen suchten. So haben im Jahre 242 einige Hausbesitzer in der Gauhauptstadt Arsinoë ihre Dächer abgedeckt und Altäre vor den Türen errichtet. Doch nützte ihnen dies wenig. Denn der Einquartierungsbeamte legt beim Bezirksammann Beschwerde ein und bittet ihn, die besagten Hausbesitzer zu veranlassen, ihre Altäre vielmehr auf die flachen Dächer hinaufzustellen und den Unterstock für Einquartierung frei zu machen; denn es fehle an hinreichenden Quartieren (*ἐπεὶ στενοχωροῦμεν σταθμοῖς*)[5]).

Uebrigens genügten solche Zwangsmaßnahmen nicht, um die vielen nach Arsinoë strömenden Militäransiedler und sonstigen Fremden aufzunehmen. Daher entstanden in der Stadt Neubauten und neue Quartiere, wie diebei den Bithynierstraßen, eine Kiliker-, Lyker- und Makedonierstraße, Namen, die deutlich auf die ehemaligen Landsknechte Alexanders und Ptolemaios I. hindeuten. Ein etwas genaueres Bild vom Aussehen der Stadt können wir uns freilich erst aus den Papyri der Römer- und Byzantinerzeit machen. Die freigelegten, ziemlich umfangreichen Ruinen derselben lassen uns im Stiche; bis jetzt ist nur eine „unentwirrbare Menge von verzweigten und miteinander verbundenen Gäßchen" zu erkennen. Nach den Papyri[6]) ist Arsinoë von Palmgärten, Oelbaumpflanzungen, Obstgärten und Rebgeländen umgeben. Im unteren Teile der Stadt floß der Kanal durch einen Park hindurch. Dort waren die Lagerhäuser und die Lagerhausstraße. Die Vorstädte zeigten ländlichen Charakter; an den Bithynierstraßen und der Hellaniosstraße wohnten Viehzüchter, Schweinezüchter und Rebbauern; die beiden Gänsehirtenstraßen sprechen für sich. Zu den feineren Quartieren im Stadtinnern zählt man die Straßen beim Tempel der Nemesis, der Nymphen, der Tyche und des Severus. In das Geschäftsviertel versetzen uns die

[1]) Witkowski 3.
[2]) Witkowski 6.
[3]) Witkowski 8.
[4]) Wilcken, Chrest. 450.
[5]) Wilcken, Chrest. 449.
[6]) Zum folgenden Wessely, Sitz. Ber. Akad. Wien. 145, 4, 187 f.

15 Banken der Kaiserzeit: eine auf dem Marktplatz, die zweite am Kleidermarkt, eine andere bei der Säulenhalle der Athena, die vierte auf dem Gymnasiumsplatz, die fünfte beim Hermestempel usf. Vom Gewerbefleiß der Bewohner sprechen neben dem Kleidermarkt die Leineweberstraße, die Linsenhändlerstraße und die Salzhändlerstraße. Eine größere Anzahl von griechischen und ägyptischen Tempeln — vier derselben haben wir eben genannt —, mindestens ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, das Gauarchiv, ein Theater, Alleen, z. B. die des Isias, verschiedene Amtsgebäude verschönern das Stadtbild, das sich in manchen Punkten als Nachahmung der Großstadt Alexandria erweist. Nicht unerwähnt lassen will ich das Volksbad, die Polizeistation mit Gefängnis, die öffentliche Wage, die städtische Wasserleitung und Springbrunnen auf mehreren Plätzen. Ein Mauerring umschloß die innere Stadt; wir erfahren von zwei Toren, dem heiligen Tor und dem Möristor, durch welche die gleichnamigen Straßen führen.

Die Einführung des Christentums brachte manigfache Veränderungen in Arsinoë. An Stelle der heidnischen Tempel traten christliche Kirchen, deren sich nach und nach etwa 20 erhoben, so die Metropolitankirche, die Erlöserkirche, Marienkirche, das Kloster des hl. Lukas, Kirchen des hl. Petrus, des hl. Viktor, des hl. Georg, der hl. Kosmas und Damian. Auch die Straßennamen wurden teilweise geändert. So lesen wir jetzt von Straßen des hl. Petrus, des hl. Viktor, der hl. Märtyrer, des hl. Markus, der hl. Thekla u. a. m. Ebenfalls in christlicher Zeit erbauten die Arsinoiten ihr erstes Spital (*νοσοκομεῖον*) an der Psanpalliosstraße. Ueber das Aussehen der Häuser haben wir nur wenige Nachrichten; wir wissen aus Kauf- und Pachtverträgen, daß sie meistens offene Veranden hatten und mit einem Hofe verbunden waren; gelegentlich lesen wir von einem 2. Stocke, wie wir ihn bereits aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert kennen gelernt, einmal auch von einem Hause mit zwei Türmen.

(Fortsetzung folgt.)

Staat und Sittengesetz.

Von Dr. jur. P. Anselm Fellmann O. S. B., Engelberg.

(Schluß.)

Gott hat wie eine Mehrheit von Individuen, so auch eine Mehrheit von Staaten gewollt. Gott hat einem jeden einen moralischen Zweck vorgesteckt, den er durch moralische Mittel erreichen soll; dies ist aber nicht möglich, wenn nicht auch hier die sittliche Ordnung eingreift und die Beziehungen der Staaten zu einander regelt. Daher muß notwendig auch auf diesem Gebiete das Naturgesetz, das natürliche Völkerrecht, das hochheilige Gesetz des Dekalogs gelten, und aus diesem können wir die folgenden internationalen natürlichen Rechte der Völker herausheben:

1) Wie die einzelnen Personen, so sind auch die einzelnen Staaten inbezug auf die rein natürlichen oder angebornen Rechte und Pflichten einander gleich. Denn diese Rechte und Pflichten ergeben sich unmittelbar aus dem Wesen und Zwecke des Staates. Jeder Staat, mag er groß sein oder klein, ist eine Vereinigung von Menschen, unter einer gemeinsamen Autorität zur Förderung des irdischen Wohles. Die erworbenen Rechte des Staates aber können sehr verschieden sein, wie ja auch die erworbenen Rechte der einzelnen Menschen sehr verschieden sein können. In Wirklichkeit herrscht ja zwischen dem Staate inbezug auf Entstehung, Verfassung, Reichtum, Bildung und Macht sehr große Verschiedenheit. Es gibt kaum einen Staat, der inbezug auf die erworbenen Rechte vollständig dem andern gleich wäre. Und wie der einzelne Mensch von seinem Nebenmenschen abhängig, ihm zinspflichtig werden kann, ohne daß dadurch seine Menschenrechte leiden, so kann auch der einzelne Staat von dem andern abhängig oder ihm tributpflichtig werden, ohne daß er deswegen die wesentlichen Rechte des Staates einbüßt. (Egger, Rechtsphilos. u. Gesellschaftslehre S. 131.)

2) Wie jeder Mensch, so hat auch jeder Staat das natürliche Recht der Selbsterhaltung. Jeder Staat hat deshalb das Recht zu fordern, daß ein anderer Staat sich nicht grundlos in seine inneren Angelegenheiten einmischt. Ja gerade hier ist der Unterschied im Verhältnis der Privatpersonen und der Staaten zueinander besonders zu betonen und beim Staate mehr

als beim Individuum die Pflicht der Selbsterhaltung zu urgieren. Der einzelne darf schließlich seine Existenz zu Opfer bringen, denn sein Endziel ist ein überirdisches, übernatürliches, nie und nimmer darf der Souverän das irdische Wohl des Staates dem Nachbarstaat zuliebe opfern; denn damit opferte er sein Endziel, das in keinem Falle aufgegeben werden darf.

3) Wie jeder einzelne Mensch, so hat auch jeder Staat das natürliche Recht, sich zu vervollkommnen und, wie niemand befugt ist, den einzelnen Menschen in der Selbstvervollkommnung zu hindern, so lange er nicht fremde Rechte verletzt, so ist es auch nicht gestattet, einen andern Staat in seinem Aufschwung zu hindern. Jeder Staat hat das Recht, Schutz- und Trutzbündnisse und Handelsverträge mit andern Staaten zu schließen.

4) Wie unerhört und ungeheuerlich es auch gegenüber dem tatsächlichen Verhalten der Völker von heute gegeneinander klingen mag, es bestehen zwischen den Staaten auch Pflichten der Liebe. Einmal ist ja Liebe und Wohlwollen Voraussetzung und Grundlage alles Rechtes und dieses nur eine Schutzwehr für jene. Ferner: muß der einzelne dem einzelnen als Ebenbild Gottes Achtung und Liebe entgegenbringen, ihm Gutes wollen und tun, so noch mehr das Gemeinwesen dem Gemeinwesen. Denn auch dieses darf von der Betrachtung und Wertung der Dinge im wahren und absoluten d. h. im göttlichen Lichte nicht absehen, und das Gemeinwesen ist noch in höherm Maße göttliches Gut als der einzelne Mensch. Die Staaten sollen, durch Eintracht und Liebe verbunden, sich gegenseitig in der freien Erfüllung der ihnen im Weltplan zugewiesenen Aufgabe unterstützen. Wenn daher ein Staat ungerechterweise angegriffen wird, so ist es Pflicht der Nachbarstaaten, ihm zu Hilfe zu kommen, wenn sie um Hilfe angerufen werden, sofern der eigene Nachteil nicht unverhältnismäßig groß ist. Fort daher mit dem Nichtinterventionsprinzip, das die Tendenz verficht, die einzelnen Staaten zu isolieren und jede auswärtige Einmischung fernzuhalten. (Italien prägte es, um den Raub des Kirchenstaates sich nicht vereiteln zu lassen, nachdem es doch vorher, jedesmal wenn durch italienisches Geld im Kirchenstaate Revolutionen angefacht worden waren, auf Grund des Interventionsprinzips sich günstige Gelegenheit zum Einmarsch seiner Truppen geschaffen hatte.)

5) Jeder Staat hat das Recht, die Einfuhr fremder Waren zu überwachen und im eigenen Interesse gewissen Beschränkungen zu unterwerfen, Zölle: Schutz- oder Finanzzölle zu verlangen.

6) Das Recht des Verkehrs mit den andern ihm wichtig erscheinenden Staaten durch das diplomatische Korps.

7) Schließlich das Recht auf Ehre und guten Namen. (Vergl. Cathrein a. a. O. II. Bd. S. 699.)

Wird irgend eines dieser Rechte verletzt, so gilt auch dem Staatenverkehr das Recht der Notwehr. Wo dem einzelnen der Schutz des Staates nicht zu Gebote steht, ist er befugt, einen Angriff gegen sein und der Seinigen Leben unter Anwendung von Gewalt abzuwehren. So lange es an einer Institution fehlt, welche den Verkehr der Staaten untereinander regelt und in wirksamer Weise für den Schutz des internationalen Rechts eintritt, gibt es ein Recht der Notwehr auch für die Staaten. Und dieses Recht wird ausgeübt im Kriege. Wir wollen hier nicht näher auf die Erfordernisse zu einem gerechten Krieg eintreten, nur das mag hervorgehoben werden, daß auch eine gerechte Ursache vorhanden sein muß und daß bloße Befriedigung des Ehrgeizes und der Rachsucht, Gebietserweiterung oder Gebietsabrundung, Erweiterung der wirtschaftlichen Interessensphäre, Unterdrückung der Naturvölker behufs Gründung von Kolonien eine solche gerechte Ursache nicht schaffen. Bloße Eroberungskriege, mögen sie nun unter diesem oder jenem Vorwand unternommen werden, sind nichts als Räubereien und Diebstähle im Großen, und nicht bloß eine schwere Rechtsverletzung gegenüber dem angegriffenen Volke, sondern auch gegenüber den eigenen Untertanen, mit deren Leben und Eigentum ein frevelhaftes Spiel getrieben wird.

Noch eine andere Frage! Es ist der Fall denkbar und die Gegenwart läßt es nicht an tatsächlichen Anhaltspunkten für eine solche Erörterung fehlen, daß nach menschlichem Ermessen der Krieg zwischen zwei Staaten auf die Länge unvermeidlich und sein wirkliches Ausbrechen nur eine Frage der Zeit ist. Darf nun ein Staatsmann diesen Krieg, der doch einmal kommt, zu einer bestimmten Zeit absichtlich herbeiführen, weil dieser Zeitpunkt für den eigenen Staat die bessere Chance bietet, sei es wegen des Standes der beiderseitigen Rüstungen oder wegen gewissen Schwierigkei-

ten, in denen sich angeblich der andere Staat befindet? Ist es nicht vielleicht sogar patriotische Pflicht, den Moment zu ergreifen und nicht zu warten, bis sich die Chancen zugunsten des Feindes verschoben haben? Der Gedanke hat etwas Bestechendes, dennoch ist die Frage zu verneinen. Solange der Krieg nicht tatsächlich ausgebrochen ist, besteht die Möglichkeit, daß er, wenn auch im Widerspruch mit allen Erwartungen, vermieden bleiben werde. Auf diese Möglichkeit Verzicht leisten und den Krieg absichtlich herbeiführen, muß daher als sittlich unzulässig bezeichnet werden. So schreibt der bedeutende deutsche Staatsrechtler und nachmalige Reichskanzler Graf v. Hertling und kommt zum Schlusse:

„Es ist also nicht die Politik als souverän der Moral gegenüber zu bezeichnen, sondern gerade umgekehrt die volle Herrschaft der Moralgesetze auf dem politischen Gebiet zu proklamieren, insofern keine Handlung, welche moralisch verwerflich ist, als politisch zulässig gelten darf." (Bruder: Staatslexikon, IV. Bd. S. 406, Artikel: „Politik".)

„Salus populi suprema lex esto", wenn man jene salus nicht in einer unchristlichen Machtpolitik erblickt, und „Justitia est fundamentum regnorum": das seien die Leitsterne für den Politiker. Gewiß, wir leugnen nicht, daß unter Umständen ein plötzlicher Vertragsbruch, eine Regierungssünde, augenblicklich helfen kann, aber nur augenblicklich; denn die Rache wird kommen und jene Sünde früher oder später ihre Strafe finden.

Darüber soll man ja nicht im Zweifel sein, daß die Politiker im Sinne Machiavellis als verderbliche Vorbilder ihre Staaten selbst ins Unglück und in einen moralischen Sumpf hineinzerren. „Die Staaten können keine doppelzüngige und selbstische Politik treiben, ohne durch nationale Demoralisation dafür zu büßen." (John Morley.) Die Außenpolitik wird ihre furchtbare Wirkung auf die Lebensordnung im Staatsinnern nicht verfehlen. Sehr wahr bemerkt Björnsen in seinem Kapitän Mausana: „Ich sage dir, das Land, das etwas nimmt, das ihm nicht gehört, das schärft das Brecheisen des Diebes, es spitzt das harte Wort des Vorgesetzten zu, es jagt das Gewissen aus seinem Rechte, in der Familie wie in der Gesellschaft." Jede vom Staate praktizierte Ueberordnung des materiellen Vorteils über das Rechtsgefühl, der rohen Leidenschaft über die sittlichen Mächte rächt sich sofort bis weithin in die geschäftliche Ethik, in die sexuelle Moral, in die häusliche Sittlichkeit. Man kann von diesem Standpunkt aus sagen: Aeußere Politik ist zugleich Hauspolitik, Berufspolitik, Familienpolitik, Sozialpolitik; in dem Geiste der äußeren Politik wird über Gut und Bös in alle Lebensverhältnisse entschieden. Die Redlichkeit im Kleinen lebt geradezu von der Ehrenhaftigkeit im Großen; wird in den großen Dingen der greifbare Vorteil über Anstand und Rechtsgefühl gesetzt, so bricht damit auf allen Gebieten des Lebens die Autorität der unsichtbaren Mächte zusammen. Dadurch aber zerstört der Staat seine eigenen Fundamente in der menschlichen Seele. (Förster, a. a. O. S. 195.) Das ist nur eine der vielen und mannigfaltigen Strafen, mit denen Gott die Verletzung der von ihm gegebenen und von allen Völkern heilig zu haltenden Ordnung bestraft; die furchtbarste aber ist der Krieg mit all seinen entsetzlichen Begleiterscheinungen und Folgen, die Zuchtrute Gottes für die sündigen Staaten.

Mögen alle, die dazu berufen sind, auf die Politik eines Staates und wäre es auch nur ganz indirekt und aus weiter Entfernung irgend einen Einfluß auszuüben, dies im guten Sinne tun! Heutzutage wird die große Politik nicht mehr ausschließlich von den Kabinetten gemacht, sondern weitaus zum größten Teil von der öffentlichen Meinung bestimmt. Daher ist es Sache einer gesunden staatsbürgerlichen Erziehung, die neuen Generationen über die nationalegoistischen und machtpolitischen Kurzsichtigkeiten, die zu dem gegenwärtigen Völkerruin führten, hinauszuheben, durch Erziehung zu einem sittlich tadellosen Leben zur Reinigung der Gesellschaft zu gebrauchen und in ihr das Bewußtsein einer unter dem Sittengesetz stehenden und vor einem ewigen Völker- und Weltenrichter verantwortlichen Politik wachzuhalten und in lebensvoller Tätigkeit zum Wohle des eigenen und der fremden Staaten zum Ausdruck bringen zu lassen!

Zunftstube.

Gymnasialreform und physische Erziehung. Unter diesem Titel ist in Nr. 25 der „Schweizer-Schule" lf. Jahrg. ein Artikel erschienen, der auf falschen Voraussetzungen ruht und der Berichtigung bedarf. Die Versammlung, von der darin die Rede ist, war die Konferenz der schweiz. Gymnasial-Rektoren, welche am 5. und 6. März dieses Jahres in Olten tagte. Der Verfasser ist offenbar ganz einseitig und unvollständig über die Vorgänge informiert. Hätte er sich an der offiziellen Quelle, d. h. am gedruckt vorliegenden Protokoll orientiert, so hätte er sofort gesehen, daß in keiner Weise die kindische Furcht, die kathol. Grundsätzlichkeit könnte durch das Turnen Schaden leiden, bei der ablehnenden Haltung eine Rolle spielte, wie er nach seinen Schlußsätzen etwas naiv anzunehmen scheint. Es waren ganz andere Faktoren, welche dabei mitspielten. Sonst hätte die Ablehnung der Barth'schen Vorschläge auch nie erfolgen können. Die Katholiken verfügten ja nur über 8 von 25, bezw. 27 Stimmen.

Man kann eben der körperlichen Ertüchtigung unserer Jugend sehr sympathisch gegenüber stehen und doch der Meinung sein, daß ein Zwangs-Minimum von 2 Stunden für alle Klassen nicht angebracht sei. Die Verhältnisse sind eben verschieden, gerade deshalb hat man bei allen wissenschaftlichen Fächern von der Festsetzung von Stundenzahlen abgesehen, obwohl Barth solche in Vorschlag brachte. Warum soll das Turnen nun eine Ausnahme machen? Sicher tut ein Internat, das seine Zöglinge regelmäßig in der mittäglichen und abendlichen Erholung auf den Spielplatz schickt, ebenso viel für körperliche Erziehung als eine Stadtschule, wenn sie wöchentlich ihre Schüler zweimal zur Verfügung hat, alles weitere aber dem guten Willen der einzelnen überlassen muß. Ich denke, auch der Verfasser ist der Ansicht, daß der Skisport, in Berggegenden regelrecht betrieben, der Gesundheit ebenso förderlich, ja förderlicher ist, als die besten Frei- oder Geräteübungen in der Turnhalle.

Was aber wichtiger ist, man kann der körperlichen Ertüchtigung sehr sympathisch gegenüberstehen und doch der Ansicht sein, wie sie die Mehrheit der Konferenz war, daß diese Frage nicht mit der Maturitätsfrage zusammenzubringen sei. Die ganze Maturitätsreform segelt doch unter dem Zeichen der Abrüstung. Nun soll ausgerechnet gerade in diesem Augenblick ein neues Maturitätsfach eingeführt werden. Und wenn man den Begriff der allgemeinen Bildung soweit faßt, wie der Verfasser es tut, warum sollen dann die Gesangs- und Musiklehrer ihrem Fach nicht auch ein Plätzchen an der Sonne der Maturität fordern, wie der schweiz. Turnverein für die körperliche Ertüchtigung?

Noch mehr aber kommt bei aller Sympathie für das Turnen in Betracht, daß es sich hier um Vorschläge handelt, die dem Bund ganz neue Befugnisse einräumen; es handelt sich darum, auf dem einfachen Wege des Maturitätsreglementes das zu verwirklichen, was sich auf dem umständlichen Wege der Gesetzgebung nicht erreichen ließ. (Vrgl. Motion Knellwolf.) Dabei ist die Frage nach zwei oder mehr Stunden ganz nebensächlich, die grundsätzliche Frage ist entscheidend. Darum darf man auch Maturitätsfrage und Gymnasialreform trotz ihres engsten Zusammenhanges nicht ohne weiteres identifizieren. Denn während in der Maturitätsfrage nach Recht (für Mediziner, Polytechniker) und stillschweigend hingenommener Gewohnheit (für Juristen, Theologen u. s. w.) dem Bund das entscheidende Wort zufällt, ist das Mittelschulwesen als solches laut Verfassung Sache der Kantone. Daran gilt es festzuhalten.

Soviel in Kürze zur Erklärung der Vorgänge in Olten. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei allen Gymnasiallehrern das Verständnis für die Bedeutung der systematisch betriebenen körperlichen Ertüchtigung auf der wünschenswerten Höhe sei. Gerade die großen Vorteile der Internate ließen sich wohl noch besser auswerten. Der Schreiber dieser Zeilen und manche seiner Kollegen sind dem fachkundigen F. E.-Mitarbeiter für sachliche Würdigungen und praktische Winke in und außer der „Schweizer-Schule" sicher dankbar. Nur möge er Anwürfe auf Schwäche und Engherzigkeit zu Hause lassen; sie waren im vorliegenden Falle unbegründet, sie sind überhaupt schlechte Schrittmacher für Verbesserungsvorschläge.

B. E.

6. Jahrgang. Nr. 6. 23. Sept. 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden. — Zwei Lauscher. — Zunftstube. — Bücherecke. — Arbeit — Ewigkeit.

Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden.

Von Dr. K. Schneider, St. Gallen.

(Fortsetzung.)

Und nun die Bewohner. In der ersten Zeit der Ptolomäer bildeten begreiflicherweise die Aegypter die Hauptmasse der städtischen Bevölkerung. Das einzige uns erhaltene Einwohnerverzeichnis aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. [1]) enthält 55 ägyptische und nur einen griechischen Namen. Allmählich aber gewannen die Griechen die Oberhand, und im ersten nachchristl. Jahrhundert ist Arsinoë eine wesentlich griechische Stadt. Ziemlich rasch trat übrigens eine Vermischung von Griechen und Aegyptern ein, sodaß eine Mischrasse, die sog. Graekoägypter entstand. Eines der ältesten Beispiele dieser Rassenmischung entnehmen wir ausnahmsweise einer Inschrift aus der Zeit des dritten Ptolomäers (zwischen 247 und 221). [2]) Demetrios aus Kyrene hat in Arsinoë die Aegypterin Thasis geheiratet. Seiner Frau zuliebe gibt er den zwei Töchtern, die sie ihm geboren, und die anfänglich griechische Namen führten, die ägyptischen Namen Nephersuchos und Thaues; von da an heißen sie Eirene alias Nephersuchos und Theoxena alias Thaues. Solche Doppelnamen sind in der Folgezeit außerordentlich häufig und zwar in ganz Aegypten. Meistens haben die Aegypter einen griechischen Namen dem heimischen vorangesetzt; sie suchten sich dem Herrenvolke anzupassen. Uebrigens fingen Aegypter besseren Standes bald an, auch die Sprache der Eroberer zu lernen und zwar schon aus praktischen Gründen; wer irgendwie zu Amt und Würden kommen wollte, mußte Griechisch verstehen und sprechen können.

Freilich die höheren Beamten, wie die Regierungsstatthalter des Gaues, waren, so weit wir aus den Papyri feststellen können, stets Griechen oder Mazedonier. In Arsinoë wohnten in der Regel drei Bezirksammänner, einer für jeden Teil des Gaues. Ihnen zur Seite stand je ein königl. Schreiber. Weiter beherbergte die Stadt den Oekonom als Finanzvorstand des Gaues und den Leiter des Grundbuchamtes für den ganzen Gau. Aus den Amtstuben dieser Beamten haben wir eine große Anzahl von Akten, die uns einen schönen Einblick in die Gauverwaltung gewähren. Am zahlreichsten sind wohl die an den König adressierten Prozeßeingaben, welche aber in den seltensten Fällen nach Alexandria gelangten, sondern in der Regel vom Ammann des zuständigen Gauteiles erledigt oder weitergeleitet wurden. Derartige Prozeßeingaben bieten manch eigenartiges Bild vom Leben und Treiben in den Dörfern der Provinz. Die Bewohner von Arsinoë selber scheinen friedlich gelebt zu haben; oder sollte es bloßer Zufall sein, daß wir aus der Hauptstadt nur wenige Prozeßeingaben besitzen?

Ein Wort über die Sprache der Akten. Die Amtsprache war seit dem ersten Ptolomäer durchaus griechisch und blieb es bis zum Arabereinfall. Einzig Prozeßeingaben an das Volksgericht durften in einheimischer Sprache verfaßt werden; in römischer Zeit

[1]) Flinders Petrie Papyri II 28.
[2]) Wilcken, Chrest. 51.

wurden etwa Testamente römischer Bürger lateinisch geschrieben. Sonst alles griechisch; selten und nur bei amtlichen Erlassen trat eine ägyptische Uebersetzung neben den griechischen Text. Wer nicht genügend Griechisch verstand, mußte sich das Schriftstück von einem Berufsschreiber abfassen lassen, und deren gab es genug.

Die Gaubeamten wurden von der Regierung in Alexandria scharf beaufsichtigt. Papyri unterrichten uns von Inspektionsreisen des Finanzministers und des Königs selber,[1]) wobei es in Arsinoë jedesmal Festlichkeiten, aber auch Scherereien wegen Einquartierungen ꝛc. gab. Auch Fremde besuchten die schöne Hauptstadt des Fayum. 112 vor Chr. z. B. erhielt sie hohen Besuch aus Rom. Darüber gibt folgender Regierungserlaß an die Gaubeamten Auskunft:[2]) „Der römische Senator L. Memmius, ein hochgestellter und hochgeehrter Mann, will von der Hauptstadt aus eine Nilfahrt bis zum Arsinoëgau unternehmen. Er soll gebührend empfangen werden. Sorge auch dafür, daß an den betreffenden Orten die Unterkunftsräume instand gesetzt und Landungsstellen fertiggemacht werden. An den Landungsstellen sind ihm die unten angegebenen Gastgeschenke zu überreichen; auch ist ihm das Nötige zu seiner Zeltwohnung zur Verfügung zu stellen. Es soll ihm ebenfalls die übliche Opferung vor dem Petesuchos und die Fütterung der hl. Krokodile vorgeführt werden. Auch soll man ihm das Labyrinth zeigen und ihn den eingesetzten Weihrauch- und Brandopfern beiwohnen lassen und alles aufbieten, um den Herrn zufriedenzustellen." Von hier an ist der Papyrus leider zerstört. Dieses Schriftstück wirft ein helles Schlaglicht auf den eingangs erwähnten römischen Einfluß. Wahrscheinlich ist Memmius in diplomatischer Mission nach Alexandria gekommen und wünscht nun als harmloser Vergnügungsreisender die Sehenswürdigkeiten des Landes kennen zu lernen. Dabei stand das Fayum nicht in letzter Linie. Die Fütterung der hl. Krokodile am sog. hl. See beim Petesuchostempel in Arsinoë galt auch später als sehenswertes Schauspiel. Das Labyrinth lag eine gute Stunde von Arsinoë entfernt am Rande des Wüstenstreifens, der das Niltal von dem Arsinoëgau scheidet, beim heutigen Hawara. In der Nähe hatten die Arsinoiten ihren Friedhof, in dessen Gräbern Porträts auf Holztafeln gefunden wurden. (Die Bilder stammen aus dem 2. Jahrh. n. Chr.)[3])

Wie wir gehört, hat sich im Jahre 342 v. Chr. der Einquartierungsbeamte mit einer Beschwerde gegen Bewohner der Stadt Arsinoë an den Bezirksammann gewandt. Weshalb nicht an den Gemeindeammann? Das ist bald gesagt; es gab keinen. Staatsrechtlich hatten die Metropolen ganz die gleiche Stellung wie gewöhnliche Dörfer; es fehlte die Selbstverwaltung; Gemeinderäte waren lange Zeit unbekannt; die Aufsicht über die Verwaltung lag bei den Gaubehörden. Immerhin mußte es städtische Beamte bereits in ptolomäischer Zeit geben; denn der Bezirksammann des heraklidischen Teiles, dem Arsinoë unterstand, konnte nicht alle Geschäfte der Stadt besorgen. Aus den Papyri können wir bis jetzt für die vorrömische Zeit Beamte feststellen, die mit dem Gymnasium in Beziehung standen und die aufkamen, sobald eine größere Anzahl von Griechen in der Stadt wohnten. Es sind dies der Gymnasiarch, Vorsteher und Leiter des Gymnasiums; dann der Kosmet, Vorsteher der Rekrutenausbildung, und der Exeget, ein Funktionär, dessen Tätigkeit sich bis jetzt nicht genau umschreiben läßt. Jedenfalls amtete er u. a. als städtischer Amtsvormund. In römischer Zeit finden wir die drei genannten Beamten, sowie den Erzpriester, den Polizeidirektor, den Direktor des Wohlfahrtsamtes und den Stadtkanzler zu einem Beamtenkollegium vereinigt, das die Stadtgeschäfte zu leiten hatte, immerhin auch jetzt unter Oberaufsicht der Gaubehörden. Dazu kam der Stadtkassier, der aber nicht zu den Archonten — so nannten sich die Herren des Siebnerkollegiums — gehörte. Die sieben Archonten standen im Range ziemlich hoch und führten nach Ablauf ihrer Amtstätigkeit den Beamtentitel weiter. Den Vorsitz führte der Gymnasiarch.

Die Stadt selber war bis zur Römerzeit beträchtlich gewachsen und in Quartiere eingeteilt worden, an deren Spitze ein Quartiermeister oder Quartierammann (ἀμφοδάρχης) stand. Dieser hatte unter anderem die Einwohner- und Steuerkontrolle seines Quartiers zu führen. Zufällig nun besitzen wir aus dem 5. Regierungsjahre des Kaisers Vespasian, also 72 n. Chr. drei

[1]) Wilcken, Chrest. 410. 411.
[2]) Wilcken, Chrest. 3.
[3]) Z. B. Schubart, Einführung, Tafel VI nr. 20.

Papyrusrollen von zusammen über 700 Zeilen Text, und zwar Steuerlisten, die der Quartierammann Herakleides über die Apolloniuslagerstraße angefertigt hat [1]) und die Angaben enthalten über das Alter, die Sterblichkeit, den Nachwuchs, die Nationalität, das Bürgerrecht, den Aufenthalt, die Erwerbsfähigkeit, die Kopfsteuerpflicht, Gewerbe und Stand seiner Untergebenen. Wir wollen einzelne Punkte aus diesen für die Geschichte der Stadt wichtigen Akten herausgreifen. Die Listen sind angelegt, um für die Straße einerseits die Kopfsteuer, anderseits die Judensteuer zu ordnen. Aegypten war in ptolomäischer und römischer Zeit mit direkten und indirekten Steuern reich gesegnet; man besteuerte ziemlich alles Faßbare. Die Kopfsteuer wurde von männlichen Personen vom 14. bis zum 60. Altersjahre erhoben, und zwar bezahlten die gewöhnlichen Aegypter 40 Drachmen im Jahre, die bevorzugten Klassen, meist Graekoägypter, in Arsinoë 20 Dr., Frauen, Vollgriechen, Alexandriner und Römer nichts. An der Straße wohnten im genannten Jahre 385 Männer im kopfsteuerpflichtigen Alter; davon sind 47 steuerfrei. Von den 338 Zahlungspflichtigen haben zu entrichten

330	Mann	je 20 Dr.	=	6600
3	„	„ 40 „	=	120
5	„	„ 10 „	=	50
	zusammen Kopfsteuer			6770 Dr.

Es enthält also die Straße 338 „Bevorzugte", von denen 5 im zweiten Halbjahr gestorben sind; daher die 5 mal 10 Dr., nebenbei ein Hinweis darauf, daß die Steuer in 2 Raten erhoben wurde. 14 Mann sind „überjährig", also mehr als 60 Jahre alt. Die minderjährigen Knaben sind auch aufgeführt, im ganzen etwa 55, ebenso 44 Sklaven von 33 Besitzern mit meist griechischen Namen. Die Besteuerung der Sklaven erfolgte nach dem Stande ihres Herrn. Frauen, mit Ausnahme der Hausbesitzerinnen, und Mädchen stehen nicht auf der Liste, da sie steuerfrei sind. Die Straße zählt 35 Hausbesitzer, meist Griechen, darunter 9 Frauen. Nicht jeder der 35 besitzt ein ganzes Haus; es kommt Teilbesitz von $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_7$, $^3/_4$ Haus vor. Nur wenige Besitzer bewohnen ein ganzes Haus; die meisten haben Mieter, und zwar müssen in manchem Haus recht viele Personen gewohnt haben. Wie eng die Leute gelegentlich zusammengepfercht waren, ersehen wir aus einer Selbststeuereinschätzung des Jahres 189 n. Chr., also gut 100 Jahre später. [2]) Darnach wohnen im zehnten Teil eines Hauses an der Lagerhausstraße im ganzen 26 Personen. Daß die Apollonios-Lagerstraße im allgemeinen wohlhabende Leute zu Bewohnern hatte, beweist schon die große Zahl der „Bevorzugten", dann aber auch die Tatsache, daß sie nur 5 Gewerbetreibende enthält, lauter Töpfer. Bei diesen ist auch die Gewerbesteuer mitverzeichnet, etwas über 17 Dr. auf den Kopf. Ein Töpfer zahlte nur für das erste Halbjahr; dann starb er. Näheren Aufschluß über die Gewerbesteuer in Arsinoë gibt uns eine Gewerbesteuerliste aus dem 3. Jahrh. n. Chr. [3]) Damals bezahlten Oelhändler und Bäcker monatlich 8 Dr., Trödler 12 Dr., Walker, Bierhändler und Zinnhändler 16 Dr., Färber 24 Dr., Spezereihändler 36 Dr., ein Linsenhändler 100 Dr.; im Vergleich zu der Töpfersteuer des Jahres 72 also eine bedeutende Steuererhöhung. Der Quartierammann Herakleides zählt unter den zu seiner Straße gehörigen auch vier Männer auf, die im Auslande wohnen, davon 3 in Italien, einer, der 32 jährige Gaion alias Diodor, Sohn des Herakleios, sogar in Indien. Natürlich waren dies Kaufleute, wie man überhaupt Arsinoë als Handels- und Gewerbestadt betrachten muß.

Ein Wort noch über die Juden der Apolloniuslagerstraße. [4]) Diese unterlagen neben der Kopfsteuer noch einer besonderen Judensteuer für den Tempel des Jupiter Capitolinus, und zwar hatten die 15 Juden, Männer, Frauen und Kinder vom 3.—60. Altersjahre je 8 Dr. 2 Ob. = 125 Dr. plus je eine Dr. Zuschlag, also im ganzen 140 Dr. zu entrichten. Für die Aufzählung dieser 15 Posten, wobei eine bereits 61 Jahre zählende, also überjährige Frau, Tryphaina mit Namen, auch mitgezählt wird, brauchte Herakleides den Raum von fast 2 Druckseiten Großoktav. Mit einem für uns unverständlichen, langatmigen Bürokratismus faßt unser Quartierammann die Posten 4 oder 5 mal zusammen, bis er endlich zu seinem Endergebnis kommt.

Unter den Wohlfahrtseinrichtungen der

[1]) Siehe Studien zur Paläographie und Papyruskunde IV 58 f.
[2]) Wilken, Chrest. 203.
[3]) Wilken, Chrest. 293.
[4]) Wilken, Chrest. 61.

Stadt Arsinoë haben wir oben die Wasserversorgung erwähnt. Von dieser besitzen wir eine 335 Zeilen lange Abrechnung, die sich über 7 Monate des Jahres 113 n. Chr. erstreckt. [1]) Das Wasser wird aus Reservoirs und aus Quellen in die Stadt geleitet. Die Einnahmen bestehen einerseits aus Wasserzinsen; das Severusbad zahlte täglich 18 Obolen = 3 Dr., also monatlich 90 Dr., eine Bierbrauerei mit Wirtschaft beim Serapistempel täglich 13 Ob., ergibt 65 Dr. im Monat, die Synagoge der thebanischen Juden monatlich 128 Dr., mehrere Springbrunnen verschiedene Summen. Diese Beiträge genügten freilich nicht, um die Betriebskosten zu decken. Den Fehlbetrag aber zahlte nicht etwa die Stadtkasse, sondern man zwang Beamte zu namhaften Zuschüssen aus eigener Tasche. Der Gymnasiarch hatte monatlich 420 Dr. zu entrichten, der Kosmet 1000 Dr., der Exeget 250 Dr. Das müssen reiche Leute gewesen sein, diese Herren Beamten, die übrigens in der Römerzeit keinerlei Gehalt bezogen und außerdem noch zur Annahme des Amtes gezwungen waren, oft allerdings nicht für ein ganzes Jahr. Dieser Gratis-Amtszwang hatte den Namen „Liturgie". In ptolomäischer Zeit waren die Liturgien noch sehr beschränkt; die meisten Beamten bezogen Gehälter, wenn auch teilweise nur in Form von „Gastgeschenken" der Gemeinden. Dafür hafteten sie freilich mit ihrem Vermögen. Die römische Verwaltung dagegen kannte nur unbesoldete Ehrenämter; die Vermögenshaftung dagegen blieb bestehen, und der Amtszwang kam dazu, da sich begreiflicherweise nicht immer genügend Bewerber fanden, die bereit waren, ihr ganzes Vermögen auf das Spiel zu setzen. Die Zwangsbeiträge beschränkten sich nämlich nicht bloß auf die Wasserleitung. Tatsächlich haben die Liturgien viele reiche Bewohner Aegyptens zu Bettlern gemacht und bilden ein dunkles Kapitel der römischen Regierungsweise.

(Schluß folgt.)

Zwei Lauscher.

Von Dr. P. Rup. Hänni O. S. B.

Dichter und Denker haben immer mit feinerem Ohr als die übrigen Sterblichen der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht und mit tieferem Blick ihre Abgründe durchmessen. Das aber war nur dann der Fall, wenn sie ihr innerstes Wesen nicht vergewaltigt, wenn kein verkehrter Wille Natur und Uebernatur frevelnd auseinandergerissen und alle Brücken abgebrochen hatte, die das Geschöpf durch die Schöpfung zum Schöpfer führt.

Vor etwa hundert Jahren stand ein solcher Brückenzerstörer und Verächter des metaphysischen Bedürfnisses — ob in Wirklichkeit oder nur im Geiste, wir wissen es nicht — am Gestade des Meeres und verlangte von den rollenden Wogen zu seinen Füßen und den eilenden Wolken über seinem Haupte Antwort auf die tiefsten Fragen des Lebens. Heinrich Heine (1799—1856) hieß der Lauscher, und was er vernommen, läßt er seinen „Jünglingmann" uns sagen, von dem er singt:

„Am Meer, am wüsten nächtlichen Meer
Steht ein Jünglingmann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr nur wartet auf Antwort."

Und innerhelb der Grenzen, die das Leben dieses harthörigen Lauschers umschlossen, stand ein anderer Jünglingmann, der Führer der französischen Romantik, Victor Hugo (1802—1885) auch am Strande des Meeres, die Brust von Jugendmut geschwellt, den Glauben noch in tiefster Seele bergend, und lauschte den Stimmen der Natur. Und was er erlauscht, hat er uns in einem tiefempfundenen Stimmungsbilde: „Extase" mitgeteilt:

„J'étais seul près des flots, par une nuit d'étoiles. . .
Pas un nuage aux cieux, sur les mers pas de voiles.

[1]) Wilcken, Chrest. 193 (teilweise).

Mes yeux plongeaient plus loin que le monde réel,
Et les bois, et les monts et toute la nature,
Semblaient interroger dans un confus murmure
Les flots des mers, les feux du ciel.

Et les étoiles d'or, legions infinies,
A voix hautes, à voix basses, avec mille harmonies,
Disaient en inclinant leurs couronnes de feu;
Et les flots bleus, que rien ne couverne, et n'arrête
Disaient en recourbant l'écume de leur crête:
— *C'est le Seigneur, le Seigneur Dieu!*"

Stellen wir die beiden Lauscher in ihrer Gegensätzlichkeit unsern Schülern vor. Das Feingefühl der unverdorbenen Jugend für Wahrheit und Schönheit wird ihnen die Wahl nicht schwer machen; lange Erklärungen braucht es aber nicht. Denn wie diese zwei jungen Männer, so steht doch jeder denkende Geist einmal in seinem Leben sei's am Meer, sei's am Strande eines Sees oder auch nur am Ufer eines rauschenden Flusses, und heischt, überwältigt von der Schönheit der Natur oder erschüttert von ihrem furchtbaren Walten, Antwort auf die Fragen: Wer hat dies Paradies geschaffen? Woher kommen die Kräfte, die bald mit feenhaftem Zauber, bald mit katastrophaler Gewalt hier wirken, und woher komme ich selbst mit meinem Suchen, meinem Sehnen? Und ist er kein Narr, der gleich dem „Jünglingmann" die Stirn verbrettert und hartnäckig die zwei Begriffe von Ursache und Wirkung aus seinem Gehirn hinausgehämmert hat, so wird ihm Antwort werden. Der große, schöne Weltenbau verlangt einen Baumeister, das nach mathematischen Gesetzen seine Bahnen wandelnde Sternenheer und die nach Ebbe und Flut sich regelnde Meereswoge einen Rechner, der mit andern Zahlen kalkuliert, nach anderer Elle mißt, als nach den Zwergmaßstäben kleiner Menschen.... Wie Sphärenharmonie tönt's an das Ohr des Lauschers: Caeli enarrant gloriam Dei et opera manuum eius annuntiat firmamentum, die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und die Werke seiner Hände verkündet das Firmament.... Die ganze Schöpfung ist ein von der ewigen Weisheit ersonnenes, von Gott gestelltes und von Gott gelöstes Problem, an dem sich der schwache Menschengeist orientieren kann in allen Fragen, auch der brennendsten für ihn: „Woher komm ich, und wohin geh ich?" Horchend und lauschend in heiliger Stille steht er am Gestade der brandenden Zeitenwogen und über das Meer trägt ein kräftiger Lufthauch die Antwort her ... die Antwort eines der größten und tiefsten Lauschers aller Zeiten, die Antwort, die er sich, in brennendem Durst nach Erkenntnis über Welle, Welt und Sterne hinausdringend, am Throne Gottes selbst geholt, die Antwort, die er mit der Stimme des afrikanischen Wüstenlöwen in die ganze Welt hinaus- und in jede Sucherseele hineindonnern, und mit der ganzen Liebesglut des Afrikaners in jedes Sucherherz hineinbrennen möchte, die Antwort: Fecisti nos, Deus, ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te — Für Dich, o Gott, hast Du uns geschaffen, und unruhig ist unser Herz bis es ruhet in Dir!"

Zunftstube.

Die Namen unserer Wochentage. Die Benennungen unserer Wochentage sind altheidnisch. Wir haben hier mit eigenartigen Uebertragungen der römischen Namen zu tun. Bei den Römern hießen die Wochentage: 1. Solis dies; 2. Lunæ dies; 3. Martis dies; 4. Mercurii dies; 5. Jovis dies; 6. Veneris dies; 7. Saturni dies. Solis dies wurde einfach übersetzt und als Sonntag bei uns eingebürgert. Alle Westgermanen (z. B. engl. sunday) haben diese alte heidnische Benennung beibehalten, während die christliche Benennung dies dominica (Tag des Herrn), für die namentlich die Kirchenväter eintraten, in den romanischen Ländern (ital. domenica, franz. dimanche) zur Herrschaft gelangte. Lunæ dies wurde gleichfalls übersetzt: Montag (engl. monday), während die romanischen Sprachen unmittelbar den lateinischen Namen herübernahmen (ital. lunedi, franz. lundi). Martis dies wurde franz. mardi; im Deutschen setzte man an Stelle des Mars den Gott Ziu. Ziu bezeichnete bei unseren ältesten Vorfahren ursprünglich den Gott schlechthin; er hieß ursprünglich Tiwos, eine germanische Benennung, die genau dem lat. deus und altind. dêvas, d. i. Gott, entspricht. Dieser germanische Tiwos oder Tiw war also ursprünglich eine allgemeine Benennung für das göttliche Wesen überhaupt (oder nach andern des Himmelsgottes). Da nun aber die alten Germanen ein sehr kriegerisches

Volk waren und alles zum Kriege in Beziehung setzten, so betrachteten sie den Tiw oder Ziu insbesondere als den, der das Los der Schlachten lenkt. So wurde der Tiwos oder Ziu zum Kriegsgotte, und die Römer, die ihn gerade in dieser Eigenschaft kennen lernten, umschrieben ihn als Mars. Die römische Interpretation der deutschen Götternamen fand dann wieder in Deutschland Eingang, und es ward unseren Vorfahren die Anschauung ganz geläufig, daß dem Mars der germanische Tiw oder Ziu, dem Merkur der germanische Wodan, dem Jupiter der germanische Donar, der Venus die germanische Fria entspreche. So wurde Martis dies im deutschen zum Ziestac (adh. u. mhd.), d. i. Tag des Ziu (altnord. Tysdagr, angelsächs. Tiwes oder Tigesdaeg, engl. Tuesday). Diese Benennung herrscht namentlich im Alemannischen (Zischtig). Im Fränkischen und Sächsischen dagegen war die Bezeichnung dingesdag üblich, die gleichfalls auf Ziu zurückgeht, der auch unter dem Namen Mars Thingsus (longobard. Thinx, bei den übrigen Germanen thiug, ding = Volksversammlung, Gerichtsversammlung), d. i. der Gott der Volks- und Gerichtsversammlungen, von unseren Vorfahren verehrt wurde, wie eine lateinische Inschrift beweist, die man 1883 auf einem Altar in Nordengland entdeckt hat, den friesische Soldaten des römischen Kriegsheeres dem Mars Thingsus geweiht haben. So heißt also unser Dienstag, der aus niederdeutschem dingsdag (niederländisch dinxendag) entstanden ist, Tag des Mars Thingsus, d. h. des Ziu.

Der Mercurii dies der Römer (ital. Mercoledi und franz. Mercredi) hätte nun bei uns eigentlich zum Wodanstag werden müssen, da unser Wodan dem römischen Merkur gleichgesetzt wurde. In der Tat heißt er auch angelsächsisch wôdnesdæg und englisch Wednesday, d. h. Wodanstag, holländisch woensdag, und im Niederdeutschen hieß er im Mittelalter wôdenesdag. Statt dessen aber gelangte seit dem 10. Jahrhundert, seitdem überhaupt erst die deutschen Namen der Wochentage sich in Urkunden finden, der Name Mittwoch zur Herrschaft, der wie das italienische mundartliche mezédima und das daraus entstandene churwelsche mazemda auf dem lateinischen media hebdomas beruht, d. h. diesem bei uns nachgebildet ist. Media hebdomas und Mittwoch sind christliche Benennungen, die hier zum Siege über das altheidnische Mercurii dies und Wodanstag gelangten. Beide Benennungen, die christliche wie die heidnische, reichen wohl ins 4. oder 5. Jahrhundert zurück.

Der Jovis dies (ital. Jovedi, franz. jeudi) wurde im ältesten Deutsch durch Thonares-dag (woraus engl. Thursday und unser Donnerstag entstand), im Niederdeutschen durch Thonardag wiedergegeben, da unser Thonar dem römischen Jupiter entsprach.

Der Veneris dies (franz. vendredi) wurde bei uns in Frîadag, d. i. Tag der Göttin Fria, die der römischen Venus entsprach, umgedeutet, woraus unser Freitag entstand. [Karfreitag, mhd. karfritac. Ahd. kara = Klage. (schweiz. bei J. Gotthelf kären = murren.) Heute noch „chäre = murren. In den Venetianischen Alpen gibt es in den deutschen Gemeinden einen Kartag, d. i. ein Tag, an dem ein Verstorbener unter Klagegeschrei beerdigt und das Leichenmahl gehalten wird. Der Karfreitag ist ursprünglich nur ein solcher auf Christus angewandter Kartag.]

Den römischen Namen Saturni dies konnte man nicht in ähnlicher Weise umdeuten, da dem lat. Saturnus kein deutscher Gott entsprach. Der lat. Göttername wurde daher im engl. Saturday, niederländ. Zaterdag und niederdeutsch (westfälisch) Sâterdach beibehalten, während im Nordosten Deutschlands sowie in Mitteldeutschland die Benennung Sonnabend, d. h. Vorabend vor dem Sonntag, Vorsonntag, wie man den Vorabend vor hohen Festen noch heute den heiligen Abend nennt, in Süddeutschland aber Samstag (entsprechend dem franz. samedi, ital. sabbato, die aus dem kirchenlateinischen sabbati dies, Sabbatstag, hervorgegangen sind).

(Vgl. zu Obigem Fr. Kluge, Die deutschen Namen der Wochentage sprachgeschichtlich erläutert, in den wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft VIII.)

A. Dillier.

Bücherecke.

Reiser, Dr. P. Beat, System der Philosophie. Ein Lehr- und Lernbuch für Selbststudium und Schule. I. Band: Formalphilosophie oder Logik. Einsiedeln, Benziger & Co. A. G. 1920. S. X. u. 492. Brosch. Fr. 12; gebd. Fr. 13.50.

An Lehrbüchern der Philosophie, zumal der Logik, ist kein Mangel; während aber die meisten auf bestimmte Anstalten oder Schulgruppen zugeschnitten sind, haben wir hier ein Werk vor uns, das weniger die Schüler als die der Schule Entwachsenen im Auge hat. Der Verfasser denkt zwar auch an den Unterricht und will durch Wiederholungsfragen sein Buch dafür brauchbar machen. Offen gesagt, kann ich in dieser Beziehung seinen Optimismus nicht teilen; mit Büchern, deren Inhalt stark über die Anforderungen der Schule hinausgeht oder hinter ihnen zurückbleibt, tun sich Lehrer und Schüler immer schwer. Ich möchte also das „Selbststudium" im Titel unterstreichen und darin gerade die Bedeutung des Werkes sehen. Damit hängt die analytische Methode, die ausführliche Darstellung und die weitgehende Rücksichtnahme auf die Praxis zusammen. Sie bilden mit der sorgfältigen Behandlung der Wissenschaftslehre, insbesondere der Methodik und Systematik, einen besonderen Vorzug des Buches. Daneben wird jeder Benutzer die originelle und treffende Auswahl der zahlreichen Beispiele, die wohlerwogene Verwertung der Modernen und die leichtfaßliche, übersichtliche Darstellungsweise freudig willkommen heißen. Nur um zu zeigen, wie sehr der Verfasser sich bemüht, allen vernünftigen Wünschen gerecht zu werden, sei noch auf die Verzeichnisse der lateinischen und deutschen philosophischen Kunstausdrücke hingewiesen.

Den Zweifel kann ich freilich nicht unterdrücken, ob sich die Realphilosophie bei analoger Behandlung in einen 2. Band von ungefähr gleichem Umfang hineinbringen lasse; ich glaube sogar, wenn daraus ein 2. und 3. Band würde, so daß die Moralphilosophie in einen 4. Band zu stehen käme, wäre das im Interesse der Sache nur zu begrüßen und würde selbst buchhändlerisch — der Verlag spricht da wohl auch ein Wort — keinen Mißgriff bedeuten. Wir haben es ja hier mit einem Werk zu tun, dem die Leser sicher nicht fehlen werden. Denn wer immer an dem Leitfaden der Philosophie aus seinen Studienjahren kein Genügen mehr findet oder einen Mittelschultypus ohne philosophischen Kurs durchlaufen hat — und die Mehrzahl unserer Gebildeten gehört in diese beiden Kategorien — der wird im System der Philosophie von Dr. P. Beat Reiser finden, was er sucht oder jedenfalls nötig hat, eine gründliche, anschauliche, mit dem wirklichen Leben rechnende Darstellung der Philosophie, vorläufig der Logik, auf unzweideutig thomistischer Grundlage B. E.

Masarey, P. Theobald, Einer Seele Bild. Gedichte. Luzern, Haag, 1920.

Schon Jahre wartete ich auf dieses Buch. Nun ist es da mit der ganzen strengen, herben Schönheit seiner Ausgeglichenheit in Form und Gehalt. Noch ist es nicht der ganze Masarey. Auf dem leuchtenden Bilde, das sein Name mir vor die Seele ruft, wiegen sich die Pinien von Frascati, träumen marmorweiße Griechentempel auf meerumrauschten Vorgebirgen, die Propyläen von Athen und seine Akropolis ragen in die südliche Luft empor; Lorbeerbüsche spiegeln sich in den Quellen des Parnassos, und die weißen Römerstraßen schreiten über Land und Berge. Auch ein kleines Weihrauchfädlein verkräuselt vor einem Buddhastatuettchen, und durch Indiens Wälder wogt der hl. Ganga. Und zwischen Griechenland und Indien lehnt sich an das Mittelmeer das heilige Land, der Liban mit seinen Schneekuppeln, der Karmel und der Oelberg, aber auf den Höhen, die heute kahle Felsen sind, rauschen noch die Zedern, und Oelbaumwälder bergen weiße Tauben, alte Klöster und Basiliken schimmern weiß daraus hervor, und da drinnen dämmert die von keiner Zeit gemessene ewige Gegenwart der heiligsten Geheimnisse unseres Christenglaubens.

Der Gedichtband, der hier vorliegt, bringt nichts davon, einige Fensterlein abgerechnet, die in diese fernen Zeiten und Kulturen Aussicht gewähren, und verraten, was noch alles im Dichter ein ungebornes Leben lebt. Er läßt nur den westlichen Teil des Bildes erstehn, und da träumen die stillen Tannenwälder des Nordens; die Nornen der Germanen walten darin; im Rheine ruht der Nibelungenhort; an den Meeren der Normannen und Bretonen schlagen die Wogen an die Ufer; die Wartburg schaut mit ver-

trauten Linien herüber; gefrorene Teiche und verschneite Wege, im Tale die Mühle, welkes Laub auf den Straßen, Nebel und stille Sternennächte: Heimat. Auf dieser Heimat Wegen und Wellen geht er oder wird er getragen und begegnet er einer hl. Elisabeth und einem hl. Gall, dem hl. Benedikt Labre und jenem Johannes von Ulm, den welsche Reiter in Ulm entführten, den der Vizekönig von Neapel adoptierte, der dann aber als armer Kapuziner in Luzern auf dem Wesemlin starb. Reisegenossen! Er ging auch sonst nicht einsam durchs Leben, und gerne gesteht er mit dem Alten: Nihil humani alienum a me puto. Ideale Liebe ließ einst sein Herz auch höher schlagen, und manche Täuschung langsamte seinen Schritt, klärte die Lebenskenntnis und vermehrte den Erinnerungsinhalt, ohne den die Einsamkeit nur noch einsamer würde. Aber der Wanderer hat doch sein Ziel gefunden, ihm strahlt das Licht des Evangeliums, und die Taube kehrte ihm mit dem Oelzweig zurück, er klopfte an und fand sein Portiunkula.

So ist dieser Gedichtband nicht ein loses Gefüge von Gedichten auf dies und das, er ist einer Seele Bild, einer männlichen Künstlerseele, die über dem Leben steht, da sie gerungen und errungen hat. Er besingt nicht auf fremder Leier objektive Wahrheiten mit fremden Melodien, er hat seine eigene Harfe, und die Lieder gehören ihm, nur ihm. Nur selten schlägt er bekannte Töne an, und selten ist ein Gedicht, das sich in die bekannte Liedform fügte, aber ist eines, dann hat auch das seines Geistes Weihe und seines Stiles Marke. Nirgends etwas Banales, keine Binsenwahrheiten, und doch alles so wahr, so verständlich, so einfach und natürlich, daß jeder glaubt, so könne er es auch. Fürwahr, er hat sich die Kunst schwer, recht schwer werden lassen, aber der Erfolg ist keine dunkle Gedrungenheit, sondern jene natürliche Schwere, die der Lateiner Gravitas nennt.

Wie Fridolin Hofers Lieder aus der Stille die notwendige Unterlage bilden für das Verständnis und die Würdigung seiner zwei später herausgegebenen Bände, so ist auch „Einer Seele Bild" die Grundlage eines in absehbarer Zeit zu erwartenden zweiten u. dritten Bandes. Beider Dichter Erstlingsgaben sind Programme, nicht Tastversuche.

Viele, viele besonnene Leser möchte ich diesem Buche wünschen, die in einsamen Stunden sich darin vertiefen und mitleben, was daraus wie Labequellen fließt, und daß sie den einsamen Dichter liebgewinnen und durch ihn echte Poesie. F. A. H.

Wasserzieher, Dr. **Ernst, Woher?** Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Vierte, stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung. 1920. LVII u. 170 S. Gebd. Mk. 8.80.

Kaum haben wir die dritte Auflage dieses handlichen Nachschlagebuches hier zur Anzeige gebracht, fliegt uns schon die vierte zu. Außer einigen nötig gewordenen Verbesserungen weist sie besonders im eigentlichen Wörterbuch eine ansehnliche Vermehrung des Inhaltes auf. Möge auch diese Auflage die verdiente rasche Verbreitung finden! B. E.

Arbeit — Ewigkeit.

Es gibt Menschen, die arbeiten bloß deswegen, weil der Stachel der Not sie zwingt. Oder sie arbeiten, nur damit sie recht bald die bekannten „guten Tage" bekommen, in denen man sich zur Ruhe setzen darf, mit einem kleinen oder großen Vermögen . . . nicht wahr, so irgendwo in einem kleinen sonnigen Haus mit einem Garten davor, in dem die Rosen blühn und leise die Bienlein summen . . . und wo die Welt so still scheint und das Leben so ruhig wie ein leuchtender stiller Feierabend.

Ja, und dann? — Dann stirbst du einmal! Dann mußt du das alles einmal verlassen! Dann fahren sie deinen Leichenwagen durchs Friedhofstor, wie man einen Erntewagen hineinfährt durchs offene Tor in den großen Hof, um den die Erntescheuern liegen! Dann ist Gottes Erntezeit. Weißt du's nicht? Dann werden die Himmlischen die ewigen Tore dir öffnen und dich führen vor den ewigen Gott. Und der wird dich fragen, wo die Garben sind von deinen Erdentagen, die du in deinem Leben sammeln solltest und sammeln konntest. Wie wirst du dann stehen mit leeren, ach so leeren Händen und zittern wie ein Bettelkind und stammeln: „Ach Herr, ich habe nichts, nichts! Gar nichts habe ich . . . ach, Herr, Herr!"

Und er, er wird nicht sagen können: „Du guter und getreuer Knecht!" Nein, er wird es nicht sagen können!

Sieh also, so arbeitet man nicht für Gottes ewiges Land! So bringt man nichts heim! So ist man eine arme Seele . . . Könnte das nicht anders sein? Klug, Ein Sonntagsbuch

6. Jahrgang. Nr. 7. 28. Okt. 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden. — Nova et vetera. — Zunftstube. — Bücherecke.

Eine ägyptische Provinzstadt nach Papyrusurkunden.

Von Dr. K. Schneider, St. Gallen.

(Schluß.)

Einen völligen Umschwung in der Geschichte der Metropolen führte der Kaiser Septimius Severus (193—211) herbei, indem er ihnen, also auch Arsinoë, im Jahre 202 einen Gemeinderat und damit so etwas wie Selbstverwaltung verlieh. Der Gemeinderat übernimmt von dem bisherigen Archontenkollegium, das weiterbestand, vor allem die Finanzverwaltung, dann die Ernennung der städtischen, liturgischen Beamten und das Vorschlagsrecht für verschiedene Beamte der Staatsverwaltung. Die Einführung des Gemeinderates hatte für die römische Regierung einen großen Vorteil; sie konnte jetzt einen Teil der staatlichen Aufgaben auf die Ratsherren abwälzen und denselben die finanzielle Verantwortung für die Ausführung überbinden, z. B. Haftung für den Eingang der Gemeindesteuern. Acht Jahre später erschien die berühmte constitutio Antonina, der Erlaß, durch welchen der 211 auf den Thron gekommene Sohn des Septimius Severus, der Kaiser Caracalla (211—17), allen freien Bewohnern des Römerreiches das römische Bürgerrecht verliehen hat, mit Ausnahme der deditícii, d. h. der Untertanen, die seinerzeit nur zwangsweise sich der römischen Herrschaft gefügt hatten. Dazu gehörten in Aegypten alle eigentlichen Aegypter, die der Kopfsteuer unterworfen waren. Die bevorzugten Klassen der Metropolenbewohner dagegen, welche, wie wir gesehen, in Arsinoë nur 20 Dr. Kopfsteuer bezahlten, gehörten nicht zu den „Unterworfenen“, erhielten also das römische Bürgerrecht. Diese bildeten aber damals nebst Römern, Alexandrinern, Griechen und Nachkommen der Militäransiedler den Großteil der Bevölkerung unserer Gauhauptstadt. Und wirklich finden wir von da an in den Papyri von Arsinoë sehr viele „Aurelier“, wie sich die Neubürger nach ihrem Kaiserlichen Herrn (M. Aurelius Antoninus Caracalla) nannten.

Zu den Befugnissen des neuen Gemeinderates von Arsinoë gehörte u. a. auch die Ernennung des jeweiligen Kurators (ἐπιμελητής) des Tempels des Jupiter Capitolinus. Von diesem Tempel besitzen wir Reste einer Buchführung aus dem Jahre 215 n. Chr., gute 16 Seiten einer ursprünglich etwa 2 m breiten Papyrusrolle.[1]) Die ersten zwei Seiten enthalten Rechnungen des Oberpriesters oder Kurators Aurelius M...., alias Paësios aus dem Ende des vorigen Kalenderjahres, bis 24. Jan. 215. Mit S. 3 beginnt die Abrechnung des neuen Kurators Aurelius Serenus alias Isidor, Kosmet und Ratsherr „gewählt vom hochwohllöblichen Gemeinderate zur Besorgung der laufenden Geschäfte des Gottes unserer Väter Jupiter Capitolinus“. Da haben wir gleich zwei „Aurelier“ und der Stolz des Neubürgers leuchtet deutlich aus dem „Gott unserer Väter“ hervor. „Gemäß des mir gewordenen Auftrages,“ so fährt Serenus fort, „dessen Abschrift weiter unten folgt (nämlich S. 5), habe ich die Einnahmen und Ausgaben vom Monat Mechir bis zum Epiph des vergangenen Jahres 23, also

[1]) Wilcken, Chrest. 96.

während 6 Monaten meiner Tätigkeit nach Tag und Datum aufgezeichnet. Es sind dies folgende:

I. Einnahmen:

1. Von den von mir eingeforderten, dem Gotte schuldigen Zinsen des Monats Mechir (folgen vier Posten; Summe jedesmal verloren);

2. Von meinem Vorgänger, dem ehemaligen Oberprieſter und amtierenden Ratsherrn M.... alias Paësios übernommener Kaſſenbeſtand (Summe verloren).

Ergibt an Einnahmen 253 Dr.

II. Davon wurden ausgegeben:

Am 1. (25. I.) Anläßlich des Feſtopfers für das erſte Dezennium der Aera unſeres Herrn und Kaiſers Severus Antoninus:

a. für Bekränzung aller Statuen und Schilde im Tempel . . Dr. . . .
b. für Oel zum Lampenanzünden „ 4

Am 10. Zahlung der ſtaatlichen Steuern des Jahres 214 (Jahr 22) im Dorfe Ptolemaios Drymos . . . . . „ 40

Am 19. Anläßlich des Feſtopfers für die Aera des unter die Götter verſetzten Severus, des Vaters unſeres Herrn und Kaiſers Severus Antoninus:

a. für Bekränzung von allem im Tempel . . . . . „ 16
b. Oel für Lampenanzünden im Allerheiligſten . . . . . „ 4

Am 25. Anläßlich des Feſtopfers für das Wohl und dauerndes Leben unſeres Herrn und Kaiſers Severus Antoninus:

a. für Bekränzung von allem dito „ ...
b. Oel für Lampenanzünden im Allerheiligſten . . . . . „ ...

Am 30. Dem Tempelwächter Nemeſianos Gehalt für den Monat Mechir . . . . . „ 24
Dem Theoneimos ebenſo für den Monat Mechir . . . . . „ 19
Dem Bibliothekar Xanthos dito „ 30
Dem Tempelſchreiber Boëthos . „ 40
Dem Ordner d. Monatsprozeſſion „ 12

Geſamtausgaben Dr. 229

Uebertrag auf den Monat Phamenoth Dr. 24."

Die übrigen Monate weiſen ein erheblich größeres Kaſſenſaldo auf.

Die Einnahmen des Tempels beſtehen' wie wir an obigem Beiſpiele ſehen, aus Kapital- und Pachtzinſen. Der Tempel verfügt über reichen Grundbeſitz in mehreren Dörfern und über ein öffentliches Bad im Dorfe Philagris. Die Hauptausgaben bilden die Grundſteuern in den verſchiedenen Gemeinden, wo der Beſitz lag, in den Koſten für den Kultus und den Gehältern der Angeſtellten, die jeweilen unter dem 30. jedes Monats gebucht ſind. Von beſonderen Ausgaben der folgenden Monate hebe ich hervor: 1. Oel zum Einſalben der ehernen Statuen im Tempel und Lohn für den Erzgießer, der das Einſalben beſorgt. 2. Pinienzapfen, Räucherwerk und Weihrauch. 3. Am 20. Pharmuthi (Mitte April) Lohn für die Arbeiter, welche die bekränzte Holzſtatue des Gottes dem Präfekten Septimius Heraclitus entgegentrugen; an jenem Tage kam der Landesverweſer ſamt Gefolge auf einer Inſpektionsreiſe nach Arſinoë. Bei dieſer Gelegenheit werden auch 60 Dr. gebucht für den Redner, „der an den erlauchteſten Präfekten eine feierliche Anſprache hielt" wegen der außergewöhnlichen Schenkung, die der hohe Herr dem Gotte gemacht. Der Beſuch koſtete den Tempel das für damalige Verhältniſſe hübſche Sümmchen von 170 Dr. 4. Im Monat Phamenoth (März) ſtehen Ausgaben für 3 Maurer, 6 Pflaſterbuben, für Luftziegel und deren Transport. Offenbar mußte der Oberprieſter Reparaturen am Tempel oder deſſen Nebengebäuden vornehmen laſſen. Unter außerordentlichen Einnahmen ſteht auf S. 6 der Rechnung der Erlös für einen Poſten Eiſen, das zur Maſchinerie gehörte, mit welcher eine Koloſſalſtatue des Kaiſers Caracalla am 18. Phamenoth aufgeſtellt worden war. Die Statue muß dem Tempel geſchenkt worden ſein; unter den Ausgaben ſteht nichts von derſelben.

Es gäbe nun noch mancherlei aus Arſinoë zu erzählen: wie die Stadt im Jahre 193 nach Chriſtus ganze 14 Tage Flaggenſchmuck trug, da der Stadthalter eine Landesfeier für Kaiſer Pertinax befohlen hatte, von den Chriſtenverfolgungen, die ſich auch im fernen Fayum bemerkbar machten, vom Handel und Wandel der Arſinoiten zu verſchiedenen Zeiten, von ihren geiſtigen Beſtrebungen, vom gutbezahlten Schulmeiſter, der ſich eine Sklavin kaufen konnte, vom Rhetor, dem Lehrer der Beredſamkeit und Rechtskunde, der zu Veſpaſians Zeit in der wohlhabenden Apolloniuslagerſtraße wohnte und einen Sklaven beſaß, von Arſinoiten, die an den Feſtſpielen zu Olympia als Fauſt-

kämpfer auftraten und wegen Betrügerei zwei Statuen als Buße stiften mußten,[1]) von den literarischen Bestrebungen der Bewohner, die Homer und Thukydides, Euripides und Plato lasen, und anderes mehr. Doch damit würde die Arbeit zu lang, und die Geduld der Leser könnte zu Ende gehen. Ein Werk nur will ich noch erwähnen, das im Laufe dieses Jahres erschienen ist, nämlich Paul M. Meyer, Juristische Papyri, Berlin 1920. Dieses Buch handelt über Personenrecht, Urkundenwesen, Obligationenrecht, Sachenrecht, Strafrecht und Prozeßrecht, gibt zu den Urkunden umfassende Einleitungen und begleitet sie mit einem Kommentare, der die Lektüre der Dokumente auch für Nichtphilologen ermöglicht. Mehrere Texte darin handeln von Arsinoë, z. B. Nr. 3, 39, 43, 44, 65.

Nun aber Schluß. Ich hoffe, daß jetzt mehr als ein Leser Einsicht in die Originale nehmen oder, wenn er nicht genügend Griechisch zu verstehen fürchtet, wenigstens die eingangs angeführten populären Schriftchen lesen wird. Kein einziger dürfte sie beiseite legen ohne zu danken für den Genuß, den sie ihm geboten haben.

Nova et vetera.

Ein Kapitel aus Prosa christiana latina.

Von P. Gerard Fäßler, O. M. Cap.

Die moderne Methode der Literaturgeschichtsforschung tritt mit Vorliebe in die „Werkstatt" des Dichters ein, um an Ort und Stelle das Werden eines Werkes zu belauschen und zu verfolgen und unschätzbare Aufschlüsse für die Interpretation, die Kritik und Wertung zu erhalten.

In gleicher Weise sucht auch die Kritik ihre Resultate zu bereichern durch die Erforschung aller Zusammenhänge und besonders durch Aufdeckung etwaiger Quellen, aus denen der Autor geschöpft haben könnte. Es ist dies ein einfaches, natürliches Ergebnis der vergleichenden Forschung, welche die Neuzeit zur eigentlichen wissenschaftlichen Disziplin erhoben und welche schon in kostbarster Weise die Wissenschaft und besonders die Literaturgeschichte bereichert hat.

Es läßt sich aber ein doppeltes Lager von Forschern unterscheiden: Forscher, die es keinem Schriftsteller recht glauben können oder gönnen mögen, daß er etwas aus sich entdeckt, aus sich heraus etwas Originelles geschaffen, die so auf das Wort nil novi sub sole schwören, daß sie mit der Gier und Lust eines Detektivs ausziehen und allen Quellen, allen leisesten Spuren nachgehen, die auf etwas Aehnliches schon in früheren Zeiten hindeuten, um dann zu triumphieren: nun hätten sie wieder einem gezeigt, wo er das „abgeschrieben". Sie scheinen gar nicht zu ahnen, daß ihr verneinender Geist auch hier das „Gute schafft", und daß der Großteil der Menschen sich in der Wertung eines Schriftstellers nicht ungünstig beeinflussen läßt, wenn er auch weiß, daß dieser oder jener Gedanke schon früher einmal angetönt wurde oder daß für eine größere Arbeit direkt eine Quelle vorgelegen, daß im Gegenteil das Aufdecken einer spärlich fließenden, schmucklosen Quelle erst recht den Strom, der daraus geflossen, aufleuchten läßt und in seiner ganzen Größe, Gewalt und Majestät zeigt.

Die zweite Richtung aber der Literaturgeschichtsforscher hat sich gerade dieses letztere zum Ziel gesetzt. Auch sie geht mit Sorgfalt den leisen Spuren nach, die zum Ursprung eines Werkes, zum ersten Anstoß dazu führen. Aber nicht die Entdeckung selbst ist der Hauptzweck, und nicht um hämische Leugnung der Originalität ist es ihnen zu tun, sondern nur darum, den Dichter voll und ganz zu verstehen, dem leisen Wind zu lauschen, der die Saiten zu so vollem, wunderbarem Klingen brachte, die Wurzel und das Erdreich zu schauen, aus der die Wunderblume hervorwuchs.

Ed. Korrodi ist ein typischer Vertreter dieser Richtung. In seiner geistvollen Studie: Enrica von Handel-Mazzetti bietet er ein treffendes charakteristisches Beispiel dieser Art von Literaturgeschichtsforschung und Kritik. Er geht den Quellen nach zu Jesse und Maria, und er findet sie im Pfarrarchiv von Maria Taferl, in einem alten, groben Protokollbündel; eine dürftige Notiz. Und aus dem wuchs der große Roman heraus! Staunend und bewundernd

[1]) Pausanias VI 21, 15.

sagt er es: „Welche mehr als dürftige Notiz! Fast will man den Warnfinger erheben: „Dichterin, was unterfängst du dich? Aus diesem armseligen Protokollwort soll dir das tiefste Thema der Weltgeschichte: die ringenden Glaubensgewalten erwachsen, und du willst es in künstlerische Prägung bringen? Statt daß dir ein Jordanstrom rauscht, legst du deine Schale an ein vertrocknet Wässerlein?

Und doch wuchsen aus dem armen Aktenbündel greifbar mit Seele und Atem und Leben die großen Gestalten ihrer ersten Heimat, die ganze Kultur und das Ringen von Weltenmächten heraus. So etwas kann nur eine große, gottbegnadete Dichterin, die nicht das Tote schildert, sondern es zu herrlichem, warmem, pulsierendem Leben erweckt."

So wird also gerade durch die Vergleichung der große Wert und die Tat des Dichters herausgehoben.

Das mag es denn auch rechtfertigen, wenn wir die folgende Parallele zwischen einem alten lateinischen Text und einem modernen französischen Autor ziehen, die beide den gleichen Stoff zum Vorwurf genommen. Es soll jedoch nicht eine kritische Untersuchung sein, sondern eine einfache Gegenüberstellung, welche zeigt, was der moderne Autor mit all den Errungenschaften der literarischen Technik aus einem Bruchstück, aus einer kurzen Notiz, aus einem Keim zu machen versteht, und auch da werden wir uns nur auf ein ganz kurzes Detail beschränken.

Unstreitig eine der interessantesten Perioden der Kirchengeschichte ist die Zeit des großen hl. Cyprian von Karthago. Nach langen Zeiten der Ruhe brach ein Sturm der Verfolgungen aus und fand das Lager der Christen geteilt. Die einen wollten ihr alle menschliche Klugheit entgegensetzen, die andern verlangten öffentliches Bekenntnis des Christentumes, unaufgefordertes Hineilen zum Martyrium. Mitten drin steht die große Gestalt des hl. Cyprian, der vermittelt, sich der Verfolgung erst entzieht, dann aber sich den kaiserlichen Häschern, die ihn suchen, mutig stellt und den Martertod leidet. Die erstern Verhältnisse, die Stimmung der Christen und die schwierige Lage des hl. Cyprian schildern seine Briefe und seine Abhandlungen de Mortalitate und de Catholicæ Ecclesiæ Unitate, sein Martyrium aber, die Acta S. Cypriani Episcopi et Martyris, die zu den schönsten und bestgeschriebenen gehören.

Diese Zeit nun mit allen ihren Verhältnissen und Strömungen, wie sie in den kurzen Kapiteln des hl. Cyprian mehr nur berührt und angedeutet werden, bilden die Hauptquelle des Romans *Sanguis Martyrum* von Louis Bertrand, der sich bereits durch sein Werk *Saint Augustin* als einen der besten Kenner der afrikanischen Kirche und des ganzen Altertums ausgewiesen.

Und da nun eben wäre es interessant, Schritt für Schritt zu vergleichen, in welch großartiger, meisterhafter Weise Bertrand aus diesen Bruchstücken einen modernen Roman voll Farbe und Leben schafft, jene ganze Zeit und vor allem die große Gestalt des hl. Cyprian aufleben läßt. Der interessanteste Teil ist ohne Zweifel diese innere Krise der Kirche, eine Krise, die frappierende Aehnlichkeiten mit modernen Strömungen innerhalb der Kirche aufweist.

Wir müssen uns aber, wie gesagt, darauf beschränken, hier nur ein kleines Bild zum Vergleich herauszuheben; denn es soll ja mehr eine Anregung als eine ganze Arbeit sein.

Wir wählen deshalb gerade den Abschluß der Acta, das Martyrium des hl. Cyprian, wie es das erste Bändchen der Prosa christiana latina bietet und stellen ihm dann das entsprechende Kapitel aus „Sanguis Martyrum" gegenüber.

Voraus geht das erste Verhör des hl. Cyprian, dann die Deportation in die Verbannung, seine Rückkehr und das neue Verhör, das mit seiner Verurteilung zum Tode schließt.

Acta S. Cypriani, Episcopi et Martyris.

Et his dictis decretum ex tabella recitavit: Thascium Cyprianum gladio animadverti placet.

Cyprianus Episcopus: Deo gratias.

Post hanc vero sententiam turba fratrum dicebat: Et nos cum ipso decollemur. Propter hoc tumultus fratrum exortus est et multa turba eum prosequuta est.

Et ita idem Cyprianus in agrum Sexti productus est et ibi se lacerno birro expoliavit et genu in terra flexit et in orationem se domino prostravit. Et cum se dalmatica exspoliasset et diaconibus tradidisset, in lintea stetit et cœpit spiculatorem sustinere. Cum venisset autem speculator, jussit suis,

ut eidem spiculatori viginti quinque aureos darent. Linteanima vero et manualia a fratribus ante eum mittebantur.

Postea vero beatus Cyprianus manu sua oculos sibi texit. Qui cum lacinias manualis ligare sibi non potuisset, Julianus presbyter et Julianus subdiaconus ei ligaverunt. Jta beatus Cyprianus passus est . . .

Sanguis Martyrum.

Cyprien au champ de Sextius. . . Le bruit de la condamnation se répandait déjà par toute la place. Le proconsul venait de prononcer contre Thascius Cyprien la peine de la décollation. Cette rapidité du jugement et de la procédure était d'ailleurs conforme aux édits impériaux. L'identité, du coupable sitôt établie, il devait être immédiatement traîné au supplice. A cette nouvelle, une clameur s'éleva:

„Nous sommes tous Thascius Cyprien! Qu'on nous décapite avec lui! Parmi les païens eux-mêmes, beaucoup s'indignaient. Jl se rappelaient l'héroïsme, l'abnégation et la charité admirables de l'évêque pendant la peste récente. N'était-ce pas ce Thascius qui s'en allait par les rues ramasser les moribonds, sans distinguer entre les chrétiens et les autres, qui les soignait, les laissait ensevelir, secourait les pauvres, nourrissait les affamés! Et voilà la récompense de son dévouement!"

Jls disaient tout haut:

C'est une indignité! . . . ou bien Galérius a la Fièvre, il perd la tête!

Tout à coup, les portes de l'atrium s'ouvrirent. Encadré par un tribun et par un centurion, le martyr parut. Une acclamation formidable s'élança au-devant de lui:

„Cyprien, salut! . . . Salut!"

„Nous voulons tous mourir avec toi!" Les soldats, sentant la foule houleuse, n'osaient réprimer ces cris dans la crainte d'un soulèvement. Le condamné n'ouvrit pas la bouche, ne fit pas un geste, mais, par toute son attitude et l'expression de son visage, il semblait dire au peuple: „Si vous m'aimez, gardez le silence!" Jl s'avançait d'un pas ferme, escorté par les officiers et encadré par une escouade de soldats. Derrière lui, d'un seul mouvement, la foule s'ébranla. Jl passa devant Cécilius qui était resté à l'entrée de la place. Jl marchait les yeux baissés, le front rayonnant, comme si toute sa pensée était retirée au dedans, comme s'il voulait signifier aux hommes que, maintenant, il en avait fini avec eux et qu'il était tout à Dieu. En le voyant si près de lui, Cécilius eut envie de crier, de l'appeler; mais ce n'était plus celui qu'il avait connu. C'était un être de lumière devant lequel il sentait ses genoux fléchir. Entre lui et le martyr il y avait comme un mur de clarté éblouissante. La foule courut derrière le cortège qui se hâtait. Cécilius courut avec la foule, entraîné à la poursuite du saint par il ne savait quel espoir. On arriva bientôt au *Champ de Sextius* qui se trouvait tout proche. C'était un vallon minuscule, une sorte de terre-plein entouré d'éminences boisées et aménagé en jeu de paume. Des platanes et des cyprès en ombrageaient les bords, mais au milieu, il y avait un grand espace libre et ensoleillé. Tandis que les soldats se formaient en carré autour de l'évêque et de ses acolytes, des gens grimpaient dans les arbres, escaladaient, pour mieux voir, les hauteurs avoisinantes. Parmi les rangs pressés des spectateurs, des individus louches, aussi avisés que Saturninus s'agitaient, s'insinuaient, prêts à mettre la main sur les dépouilles du condamné. Celui-ci comme absent de la scène, dégrafa de ses épaules le byrrus leger, long manteau rouge, qui le couvrait jusqu'aux pieds. Puis, s'étant agenouillé à la place même où il allait mourir, il se mit à prier, il s'abîma profondément dans sa prière. Soudain, il se releva avec une sorte de légèreté juvénile, comme s'il eût puisé dans l'oraison une vigueur et une souplesse nouvelles. Jl ôta sa dalmatique qu'il tendit à ses diacres, et, le cou découvert dans sa chemise de lin blanc, qui laissait voir sa poitrine encore robuste, debout au milieu de la place mondée de soleil, il attendit le bourreau. . . . Ce fut une minute d'inexprimable angoisse. Cécilius ne quittait pas des yeux la victime ainsi offerte aux regards de tout un peuple. Le martyr était ailleurs. Une flamme extraordinaire,

pareille à la palpitation d'un grand foyer qui s'allume, éclaira sa pâle figure. Cécilius ne cherchait plus son ami. En cette minute, sur le visage transfiguré de Cyprien, il avait vu avec les yeux de sa chair — la splendeur du Christ!

Mais un scribe des Offices venait d'amener l'exécuteur portant sur son épaule un énorme coutelas à deux tranchants. En égard à la dignité du condamné qui appartenai à l'ordre sénatorial, on avait designé pour lui trancher la tête un centurion de taille colossale, renommé pour sa force et son habileté à manier le glaive. Au bruit des pas, Cyprien comme tiré de son extase, se tourna vers celui qui venait: „C'est toi!" dit-il simplement.

Et s'adressant au diacre Pontius: „Tu feras donner pour sa peine cinq pièces d'or à cet homme!"

Puis il se banda les yeux de ses propres mains pendant que les fidèles disposaient alentour de grands carrés de linge pour recueillir le sang. Le prêtre Julien, aidé d'un sous-diacre, après lui avoir lié délicatement les poignets, attacha derrière son dos les manches de sa chemise, qu'il avait rabattue jusqu' à la ceinture. Sous les yeux béants des spectateurs, le saint s'agenouilla de nouveau, et, comme un homme qui se penche pour boire, il tendit le cou au bourreau . . .

Celui-ci, habitué à frapper des voleurs, des assassins ou des barbares féroces, était comme pétrifié d'effroi devant cet homme doux, qui ne se défendait pas et qui paraissait tout environné de clartés. . . . Jl tremblait, n'osait pas assener le coup mortel. Le peuple commençait à murmurer. Jl fallut que le martyr lui-même l'encourageât: „N'aie pas peur, fais ton dovoir, toi aussi." Brusquement le fer s'abattit, mais la main était mal assurée: le colosse manqua son coup. Une huée s'éleva. On lui lança des pierres. Enfin le coutelas retomba pour la seconde fois, une trombe rouge jaillit et toute la place couverte de linge s'imbiba de sang, comme un pré qu'on arrose. . . .

So finden wir eine und dieselbe Tatsache von zwei Autoren behandelt, die durch mehr als ein Jahrtausend von einander getrennt sind und von denen jeder ein ganz anderes Ziel verfolgt. — Die *Acta*, die in zwar einfachen, aber doch schon dramatisch wirkungsvollen Worten bloß das historische Geschehnis wiedergeben und der moderne Roman, der, gerade weil seine Quelle in ihrer prägnanten Kraft und Klarheit und dem latenten Pathos wirkt, sich oft fast wörtlich daran hält, dann aber wieder mit allen Mitteln der modernen Technik ausgestaltet und frei behandelt wie den Schluß, zu dem ihm übrigens vielleicht auch noch andere Quellen zur Verfügung standen.

Es wäre jedoch zu viel behauptet, wollte man gerade dieses Beispiel als das beste hinstellen, an dem sich die ganze Kunst des modernen Schriftstellers offenbart. Es gibt in diesem Roman schwierigere Stellen und Probleme aus kärglicheren Quellen, die die Meisterschaft des Autors in glänzenderer Weise dartun, aber sie nähmen zu viel Raum für einen Vergleich in Anspruch.

Es soll auch nicht gesagt werden, daß diese Szene von Louis Bertrand in unerreichter Form gegeben worden sei. Wir kennen genug ältere und moderne Schriftsteller wie Wiseman, Newman und Sienkiewicz, die großartigere Martyrerbilder geschaffen. — Der Hauptzweck dieser Wahl geht lediglich dahin, die moderne Ausgestaltung einer kurzen Stelle aus einem Klassiker und zwar in direktem Anschluß und bei zwei weniger bekannten Autoren zu zeigen und damit manchen Lehrer auf etwas hinzuweisen und aufmerksam zu machen, was ihm für die Schule vielleicht willkommen ist und Dienste leisten kann.

Wir wissen ja alle, daß es bei der Interpretation des Klassikers Stellen, Begebenheiten, historische Tatsachen geben kann, die umfassende eingehende Zeit- und Kulturstudien erfordern und daß es auch dann oft noch schwer hält, die Sache lebendig zu veranschaulichen und ein ganzes Zeit- oder Kulturbild zu entwerfen. Geschichtsbücher bieten oft in solchen Einzelheiten wenig und auch das oft mit trockenen Worten. Da wird man dem modernen Schriftsteller Dank wissen, der sich gerade in eine solche Zeit und Begebenheit nach eingehenden lokalen, zeitgeschichtlichen und kulturellen Studien eingefühlt hat und sie künstlerisch, plastisch vor uns aufleben läßt.

Der moderne Roman kann so zu einem ausgezeichneten Hilfsmittel der Interpretation werden, vorausgesetzt, daß er in der

Hauptsache und in der Wiedergabe der Zeit und Verhältnisse genau ist.

Wäre es nicht manchem vielbeschäftigten Lehrer, der kaum Zeit hat, selbst in solche Einzelstudien sich zu vertiefen, angenehm und wertvoll, wenn er auf solche Parallelen aufmerksam gemacht würde.

Das möchte gerade ein Hauptziel dieser Gedanken sein, die Anregung zu machen, daß mancher in der „Schweizer-Schule", besonders in der „Zunftstube" ex thesauro suo auf nova und vetera aufmerksam macht, daß die Arbeit vieler dem einen und die Arbeit des einen vielen zustatten kommt.

Zunftstube.

Pour le latin. — M. René Waltz publie dans la *Revue Universitaire* (mai) sur l'enseignement du latin des observations qui se recommandent à notre attention. Le professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Lyon constate que l'enseignement du latin traverse une crise redoutable, dont les trois causes capitales sont l'incompétence des maîtres, la défectuosité des méthodes et l'encombrement des classes. *Incompétence des maîtres:* Situation de fait qu'il est aisé de constater. «Combien, parmi les professeurs qui enseignent aujourd'hui le latin dans nos lycées et collèges, savent réellement ce qu'il faut de latin pour l'enseigner avec sûreté, avec aisance, avec fruit? Combien, je le leur demande à eux-mêmes, se sentent supérieurs ou même constamment égaux à la fonction qu'ils remplissent? Combien seraient tout á fait sûrs d'eux dansl a correction d'un thème un peu difficile? Combien font journellement des contresens caractérisés dans les textes qu'ils traduisent? Combien, je le leur demande encore à eux-mêmes, aiment le latin? Combien l'enseignent avec goût, avec flamme, s'intéressent assez sincèrement aux auteurs qu'ils ont à expliquer pour y mettre plus que de la conscience, pour y mêler une part de leur âme? Pour combien ces explications de chaque jour sont-elles autre chose qu'une misérable obligation professionelle? Que peut être un enseignement donné dans ces conditions ingrates?» Le remède à ce mal? Spécialiser les professeurs de latin, qui se consacreront tout entiers à cet enseignement. Ce sera la disparition du «professeur principal», mal moins grand que le discrédit dans lequel tombe le latin.

Défectuosité des méthodes. Elles doivent être rectifiées. On conservera «l'espèce d'assouplissement que l'on doit à l'influence de la méthode directe, et, à défaut de conversation, on lira beaucoup, d'une manière aussi courante et aussi vivante que possible.» Mais ce que M. Waltz trouve surtout nécessaire, c'est de «revenir aux anciens errements, maintenir une discipline rigoureuse de l'esprit, exercer la mémoire mécanique, faire apprendre et réciter des mots groupés soit d'après le sens, soit d'après l'étymologie, insister, pour chaque mot, sur la multiplicité et dérivation des sens, faire apprendre, suivant un plan systématique et progressif, la grammaire paradigme par paradigme, et règle par règle, la faire réciter vingt fois pour une, *ne jamais la supposer sue*, et surtout la faire repasser, sans se lasser, jusque dans les classes supérieures, jusqu'au seuil du baccalauréat (maturité); faire faire sans relâche, à côté des versions, des exercices de thème, qui n'ont besoin ni d'être longs ni d'être difficiles, mais sans lesquels on n'aboutit qu'à une connaissance superficielle et incomplète de la grammaire et de la langue elle-même . . .; faire apprendre par cœur beaucoup de textes, en prose ou en vers, choisis pour leur beauté littéraire ou pour leur utilité pratique . . .; faire apprendre, en outre, dans les classes supérieures, l'histoire de la littérature.»

Enfin M. Waltz propose divers moyens pour *désencombrer* les classes par l'élimination des incapables, des inaptes. Il propose surtout une refonte des programmes actuels, un dédoublement de l'enseignement, dans lequel le latin gardera sa très grande importance, mais ne jouera plus le rôle de pièce maîtresse.

Comme on le voit, l'article de M. Waltz renferme des considérations capables d'intéresser tous les amis du latin. Christophe Favre.

Grammatik für Kirchenlatein. Wie

es in der Natur der Sache liegt und durch Anfragen, die an mich gestellt wurden, bestätigt wird, wünschen nicht nur Ordensfrauen, die ihr Brevier lateinisch beten, sondern auch Lehrer, die im Kirchendienste sich betätigen, die notwendigste Kenntnis der Kirchensprache zu erwerben, ohne die stramme Rekrutenschule des klassischen Latein durchmachen zu müssen. Ihnen kann empfohlen werden: Praktisches Handbuch zum Erlernen der lateinischen Kirchensprache zunächst für Frauenklöster usw. von B. Bauer. Kommissionsverlag von Peter Weber, Baden-Baden. B. E.

Bücherecke.

Renward Brandstetter, Architektonische Sprachverwandtschaft in allen Erdteilen. 1920.

Es ist eine hochinteressante Veröffentlichung, leider nur als Manuskript gedruckt und so nicht allen Interessentenkreisen zugänglich. Auf Grund eingehender Studien verschiedener amerikanischer, ost- und südasiatischer und afrikanischer Sprachen wie auch des Surselvischen und des Luzernerdeutschen, hauptsächlich des Rottinesischen in Indonesien, des Chinesischen in Asien und des Ewhe in Afrika zeigt der Gelehrte, (Professor an der Kantonsschule Luzern) dessen Name durch seine Sprachstudien weit über die Schweizergrenze hinaus rühmlich genannt wird, wie die verschiedenen Sprachen, mögen sie wortschatzlich noch so weit auseinandergehen, doch im Satzbau (architektonisch) die auffallendste Verwandtschaft aufweisen. Wohl lassen sich in den Sprachen benachbarter Völker Beeinflußungen in syntaktischer Hinsicht nachweisen, wie Brandstetter es für Surselvisch und Schweizerdeutsch findet. (Hier hätte auch auf das freiburgische: Qu'est ce que c'est pour un = „was ist das für einer" Platz finden können.) Aber bei so weit auseinander liegenden Sprachen wie Rottinesisch, Chinesisch und Ewhe kann von einer Beeinflußung nicht mehr die Rede sein. Noch weniger ist der Zufall der Vater dieser Erscheinung. Darum schließt Brandstetter mit Recht: Diese Erscheinung beruht darauf, daß die Seelen aller Menschen, aller Völker gleichen Wesens sind. Daher treten im Glauben, in den Sitten, in der Poesie und auch in der Sprache bei den verschiedenen Nationen oft überraschend ähnliche Gebilde zutage.

Damit ist für die Sprachwissenschaft ein Gesetz nachgewiesen, das auch für andere Gebiete gilt. Der Verfasser nennt sie: Glaube, Sitten, Poesie. Ich möchte noch besonders daraus ein darin enthaltenes Glied hervorheben, nämlich die Sagenwelt und die Zusammenfassung aller, nämlich die Welt geschichtlichen Handelns. Wie allzuoft nur sind Sagen oder Berichte über geschichtliche Ereignisse aus verschiedenen Kulturkreisen in literarische oder mündliche Abhängigkeit von einander gebracht worden; ja das ganze panbabylonische System ruht auf der Annahme einer solchen Abhängigkeit.

Wenn man nun das Innenleben des Menschen, die Formulierung seiner Gedanken an Hand von Brandstetters Arbeit belauscht hat, wird man leicht erkennen, daß gleiche Sagen und gleiche Geschehnisse sich bei allen Völkern finden müssen. Daß gerade diese oder jene Sage, dies oder jenes Ereignis sich findet, ist allerdings Zufall, es hätten ebensogut andere sich ereignen können, aber daß sie sich überhaupt ereignen, beruht eben auf der Wesensgleichheit der Menschenseelen.

Verfasser führt als Beispiel für die Bildung der Ortsangaben in den von ihm behandelten Sprachen den Satz als Muster an: Vogel fliegen gehen Dach Oberfläche. Nun brauche auch ich schon seit Jahren im Unterricht zur Kennzeichnung ebensolcher Sprachen den gleichen Satz: Vogel fliegen Richtung Kopf Dach. Das ist natürlich reiner Zufall, und doch liegt auch die Aufstellung dieses Mustersatzes irgendwie innerhalb dieses Gedankenkreises.

Zum Schluß möchte ich als kleinen Beitrag folgende koptisch-deutsche Gleichung bieten: erep teref = aller Wein. Erep = Wein, ter = all, ef = er. In beiden Sprachen ist die Adjektivendung Personalsuffix. henke teres = alles Bier. Henke = Bier, ter = all, es = Feminirsuffix wie das deutsche es neutrales Personalsuffix ist.

Auch auf die bekannte Konstruktion des hebräischen Relativpronomens möchte ich hinweisen: Jahwe ascher hithallachti lepanaw = (Das ist) Jahwe, wo ich vor ihm gewandelt bin, wie die Mundart sich ausdrückt.

Das Studium solcher architektonischer Uebereinstimmungen wird sicher ebenso interessante und genußreiche, wie wissenschaftlich wertvolle Erkenntnisse bieten wie der bisanhin meist allein herrschende etymologische Betrieb.

Für die in der Schrift gebotenen Anregungen und Feststellungen sei also dem gelehrten Verfasser bestens gedankt. F. A. H.

6. Jahrgang. Nr. 8. 23. Dez. 1920.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Bei den beiden Jubilaren Hieronymus und Dante. — Zur Korrektur fremdsprachlicher Schüleraufsätze. — Eine Klostergründung. — Bücherecke. — Zunftstube.

Bei den beiden Jubilaren Hieronymus und Dante.

Ein Weihespiel von P. Maurus Carnot.

Die kathol. Schweizerschule mit drei Bühnen: auf der ersten die Volksschule mit greisem Lehrer, auf der zweiten eine Lateinklasse mit ihrem Magister, auf der dritten eine Töchterschule mit Lehrschwester. Die Schulstuben mit Tannengrün geschmückt. Silvestertag 1920.

Hieronymus und Dante begegnen einander. Da sie aus dem Geisterreich kommen, stört ihre Rede die Schulen nicht.

Hieronymus:

Ich grüße dich, sinnvoller Florentiner.
Ist auch kein Arnofluß der Schweizer Wildbach,
Das Schulgäßlein ein Platz nicht in Florenz,
Das Tannenholz kein Marmor von Ravenna
— Selbst dein Verbannungsort war stolz wie du —
Ist auch ein Himmel nicht dies Alpenreich,
Und weilt dein Geist bei jener großen Liebe,
Die da bewegt die Sonne und die Sterne —
(Er blickt, sinnend abbrechend, durch das niedere Fenster).

Dante:

Ach, eine Stelle fehlt in den Terzinen,
Mit denen ich die Hölle, das Fegfeuer,
Den Himmel selbst, an Beatricens Hand,
— Schamrot bekenn ich's nun — einfältig schmückte,
Sowie das Kind die Stubenwände schmückt,
Mit ausgeschnittnen Bildchen fremder Länder,
Ach, eine Stelle fehlt in den Terzinen:
Daß sich der Himmel auf die Erde senkt,
Daß sich die Hölle reckt zur Erdenschwelle,
Wir sind vor Gott, weit näher du denn ich,
Und sind auf Erden, wandeln da und dort,
Wir sprechen, doch die Stimme schweigt den Menschen.

Hieronymus:

So spricht der Dichter, Dichter ewiglich;
Der Gottgelehrte schaut die Bilder an,
Gibt lächelnd dann den Geist zu den Gedanken.

Dante:

Du stritteſt gern, nun streiteſt du mit Dante.
Zum Heiland steh' ich, der in Bildern sprach —

Hieronymus:

In Bildern wohl, doch meint er die Gedanken.
Du sollst beides —

Dante:

Sind wir nicht verwandt,
Du, Dalmatiner, ich, der Florentiner? —
Doch sieh den greisen Lehrer bei den Kleinen!
Sie seh'n uns nicht, sonst starrten sie wie Steine
Mit ihren Augen schön wie Heidelbeeren,
Wenn sie uns schauten, dich im Silberbart,
Wenn auch dein Löwe seine Mähne nicht
Ans Knie dir schmiegt, groß anschaut deine Rollen.
Es ist doch schön: die Kindlein großer Alpen!
Hörst du 's? Sie buchstabieren Heldensänge,
Von ihrem Winkelried, die Brust voll Lanzen —

Bald kommen sie zu manchem blut'gen Blachfeld,
Wo ihre Väter stritten, fern der Heimat,
Und ihre Schwerter wuschen und dann froh
Mit etwas Gold zur kleinen Heimat kehrten.
Es tut mir weh, daß ich in meinem Buche
Nicht einen Sang dem Alpenlande sang —

Hieronymus (lächelnd):

Es sind genug Gesänge. (Ernst) Selbst ein Dante
Singt diesem Bergvolk nie ein schönres Lied,
Als wenn die Glocken aus den Talen steigen
Und von den Zinnen Sennen talwärts singen
Den Alpensegen, dieses große Lied.
Das sollen jene Kleinen lernen!
Gesänge las ich einst im stolzen Rom,
Eh' Alarich den Stolz in Trümmer schlug,
Vergil, der Rom im Liede strahlend baute,
Ovid, der es mit feuchten Rosen schmückte,
Horaz, der selbst die Sonne bannte
Auf Romas Mauern, weil es eitel wäre
Im Erdkreis Schöneres zu schau'n — ich las,
Und ich vergaß den Trunk und Schall der Lieder,
Als ich in Bethlehem, der Hirtenstadt,
Aus Kindesmund ein rauhes Hirtenliedchen
Und dann das Gloria der Weihnacht hörte.

Dante:

Und so verwirfst du meine ernsten Rollen,
Die mir, dem Toten, Erdenleben geben?

Hieronymus:

Du warst die Seele deiner Zeit und Welt,
Wo große Kaiser, größre Päpste stritten,
Und, größer noch als beide, größte Lehrer
Am Tempel bauten höchster Wissenschaft,
So fest und hart, so himmelhoch und ewig,
Daß Eines nur noch fehlte dem Jahrhundert:
Ein Buch, das die Jahrhunderte durchblättern;
Es ist dein Buch — dein Lohn war die Verbannung,
Es wäre sonst zu stolz dein Stolz geworden.

Dante:

Wardst du verbannt nicht aus dem gleichen Grunde?
Als Damasus, der Dichter-Pontifex,
Die Augen schloß, bekamen Mut die Neider,
Die feigen; du hast neidlos Rom verlassen,
Doch vorher es beraubt! Denn was noch blühte
In Rom, nahmst du mit dir, die edlen Töchter
Der Scipionen, ihre letzten, besten.
Auch das hab' ich in meinem Buch gesündigt,
Daß ich, erfüllt vom Glanze Beatricens,
Nicht sah von Bethlehem die hohe Schule,
Wo du die besten Römerinnen lehrtest —

Hieronymus:

Wo mich die besten Römerinnen lehrten!
Das ist die große Sünde deines Buches;
Nur Dante könnte Romas Töchtern schildern,
Die aus den Trümmern ihrer Vaterstadt
Gerettet haben, was zu retten wert war:
(Er steht sinnend am Fenster.)

Dante:

Ist es das Abendrot des Jahrs, das stirbt,
Daß deiner Stirne Marmor purpurn brennt?

Hieronymus:

Es ist Erinnerung. Noch mehr: Schamröte,
Daß jene Römerinnen, die mich Lehrer,
Die sich in Demut Schülerinnen nannten,
Das Wort der Schrift unendlich tiefer faßten
Als ich, der ich am Sandkorn grübelnd weilte.
Sie waren groß, als sie die Welt vergaß.
Du hast in deinem Buche eine Stelle,
Die du den Großen stiftest dieser Welt.
Dein Wort ist derb, nur Dante darf es sprechen:
„An erster Stelle geh'n geehrt auf Erden,
Die in der Hölle einst wie Säue stinken."
Tönt es nicht so?

Dante:

Es tönt nicht derb genug.
Doch waren deine Römerinnen heilig?

Hieronymus:

Nicht heilig nur, als Römerinnen heilig!
Die jüngste Paula krönt das alte Rom.
(Zur Schule hinblickend.)
Hörst du's? Sie lesen dort aus Cicero
Den Traum des Scipio! Wie glüh'n die Wangen
Des alten Mönchs, wie eines Kinds am Spiel —

Dante:

Nur Heiden lesen sie; warum nicht dich,
Nicht ihn, mit dem du lang im Streite stundest,
Den Afrikaner Augustin, Lactanz —

Hieronymus:

Wir sind nicht fremd in diesen Schulen, nein,

Und christlich lesen sie die alten Heiden.
Und Cicero, ich liebte feurig ihn,
Ich las, da ich, bei einem Meilenstein
Der Römerstraße ruhend, rasch durchschritt
Die Weltgeschichte, was der Arpinate
Vom Traume Scipios zu träumen wußte.
Dann lebte ich noch siebzig Erdenjahre
Und wußte das: sein Traum war schönes Stückwerk —
Er sah sie nicht, des Hauses jüngste Tochter,
Die gute Paula — (bricht ab.) Sieh' dort jene Schwester!
Ich meine, daß sie Paulas Schwester sei —

Dante (lächelnd):

Nicht doch, es ist die Schwester Beatricens!

Hieronymus (ernst):

Du trägst den Erdenstaub zum Himmelsglanz:
Du sahst die Herrin Beatrice an;
Nur weil sie selber sah den Himmel an,
Sahst du den Himmel an und singst die Liebe —

Dante:

Sie, die die Sonne rollt und andern Sterne!

Hieronymus:

Und die auf Erden nirgend schöner leuchtet,
Als wo die Braut des Herrn die Jugend lehrt!
Sieh doch die Lehrerin: sie hebt den Finger
Und schweigt, und all die jungen Augen
Sind Sterne, die die Liebe aufwärts führt.
Und stirbt sie einst und pflanzt die Priesterhand
Ein namenloses Kreuz auf ihren Hügel,
Wird sie vergessen sein, und nennt sie nur
Ein Mütterlein noch in dem Nachtgebet:
„Für meine Lehrerin ein Vaterunser" —
O Dante, größer ist ihr Ruhm als unser.

Dante:

Ihr Ruhm nicht, größer ist ihr Lohn im Himmel.

Hieronymus:

Sie feiern unser Todesjahr auf Erden,
Mein Jubeljahr reicht deinem Jubeljahr
Die Hand, es reicht die Hand ein Land dem andern.
Da muß ich meiner langen Fahrten denken
Im Abendlande wie im Land der Bibel,
Und doch, die herrlichste Provinz warst du,
Mir du, armsel'ger Winkel meiner Zelle!
Und meines Lebens schönster Feiertag
Warst du, Septembers allerletzter Tag!
Du, Dante, weißt, warum ich fröhlich starb:
Irrlehren waren mir, ich ihnen grimm,
Der ich doch alle Länder herzlich liebte
Von Galliens Kalkriff bis zum Sand Aegyptens,
Irrlehren waren mir, ich ihnen grimm.
Drum zog ich gern hinauf ins Reich der Wahrheit.
Wie singst du doch in deinem Paradiese?
„Beklagt sich einer, daß er sterben müsse,
Um dort zu leben, hat er nie erlebt,
Wie uns der Himmelstau erquicken kann." —
Doch sieh, der greise Lehrer winkt zum Beten!
Wie fromm die Kleinen ihre Händchen falten,
Die sich dereinst um harte Spaten winden,
Um ihrem Alpenland das Brot zu schaffen,
Die Schwester, Töchter, die Scholaren beten,
So betet Cicero in Scipios Traum,
Und Vergil betet, der dich durch die Hölle
Und weiter führte bis zu Beatrice —

Dante:

Wie sie, so schaut zum Himmel jene Schwester,
Die Jugend schaut zu ihr, schaut so zum Himmel. —

(Es läutet).

Nun macht dein Jubeljahr dem meinen Platz.
Die Glocke läutet ihr Ave Maria —
Verscheuchen soll sie jene grausen Tiere,
Die mir auf meinem Gang zur Ewigkeit
Sich stellten in den Weg, die grausen Tiere,
Vor denen selbst die Luft sich bange scheute.
Ave Maria, Himmelsfreund, wir beten
Um ihren Muttersegen für die Erde.
Ave Maria, sie erhob die Menschen
So hoch, daß selbst der Schöpfer sich herabließ
Zu wandeln auf den Spuren der Geschöpfe —
So schloß mein Erdensang — ich weiß nichts Schönres.

Hieronymus:

Ich aber segne dieses Alpenland
Und seine Schulen, daß das heil'ge Band,
An Gott sie knüpfe durch der Zeiten Ferne —

Dante:

Der treu die Sonne rollt und andern Sterne.

Zur Korrektur fremdsprachlicher Schüleraufsätze.

Von Dr. P. Leodegar Hunkeler, Engelberg.

Es liegt auf der Hand, daß der neusprachliche Unterricht an einem Gymnasium neben Lektüre und Konversation auch den schriftlichen Gedankenausdruck gebührend berücksichtigen muß. Ebenso ist klar, daß bei den schriftlichen Arbeiten an den obern Klassen die bloße Uebersetzung ihren in den untern und mittleren Klassen behaupteten Platz mehr und mehr dem freien Aufsatz räumen muß. Uebersetzungen können wohl Sicherheit in Anwendung der Grammatik, nicht aber Fertigkeit im freien Gedankenausdruck vermitteln. Solche Aufsätze, auch wenn dabei auf möglichste Kürze gedrungen wird, bedeuten für den Lehrer freilich eine erhebliche Mehrarbeit; jeder, der es erfahren hat, weiß das. Aber abgesehen davon, daß man bei einer sorgfältigen Korrektur der oft ungenießbaren, oft aber auch wieder recht hübschen Arbeiten selber viel lernt, ist schon der Gedanke ein reicher Lohn, daß man auf diese Weise seine Schüler wirklich vorwärts bringen kann. Worin die schriftliche Korrektur der Aufsätze zu bestehen hat, ist bald gesagt; fehlerhafte Stellen müssen angestrichen oder vom Lehrer selbst verbessert werden. Schwieriger ist die Frage nach der Methode, die anzuwenden ist, wenn der korrigierte Aufsatz in der Schule besprochen wird. Nicht bloß der Verfasser der einzelnen Arbeit soll dabei profitieren, es sollten alle etwas davon haben, und zugleich darf nicht allzu viel Zeit verloren gehen, da noch andere Aufgaben der Lösung harren. Ich gestatte mir, im Folgenden meine Methode mitzuteilen; denke jeder Kollege davon, was er will, ich habe gute Erfahrungen damit gemacht.

Wenn ich die Aufsätze korrigiere, notiere ich mir auf ein Blatt aus den einzelnen Arbeiten solche Fehler in Konstruktion, Ausdruck und Orthographie, die mir wichtig und einer Erörterung in der Schule wert zu sein scheinen. Bis alle Aufsätze korrigiert sind, ist auf diese Weise ein buntscheckiges Sündenregister entstanden. Ich durchgehe es nochmals; denn vielleicht kehrt ein Fehler in etwas verschiedener Form mehrmals wieder, und ich kann daher die Liste etwas vereinfachen. Mit meiner Blütenlese gehe ich in die Schule, lese der Klasse Nummer für Nummer daraus vor und eröffne die Diskussion über jeden Kasus. Dabei müssen natürlich alle mitarbeiten, und ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß sehr gut aufgepaßt und mit regem Interesse teilgenommen wird. Zuerst wird der Fehler konstatiert, dann wird das Falsche durch das Richtige ersetzt, und schließlich knüpft sich an den Fall je nach Umständen eine Repetition aus der Grammatik. Handelt es sich um falsche Ausdrücke, so werden bessere dafür gesucht, eine Gelegenheit, die Synonyma für einen Begriff zusammenzustellen.

Beispiel: Ein Verfasser schreibt: „Tu m'écris que ton frère soit malade," ein Fehler, der in Anbetracht der deutschen Redewendung leicht vorkommen kann. Ein grammatikfester Nachbar merkt aber bald, daß der Konjunktiv hier schlecht am Platze ist und ersetzt ihn durch den Indikativ. Darauf folgt eine kurze Wiederholung der wichtigsten Grundsätze über Indikativ und Konjunktiv im Französischen, mit besonderer Hervorhebung der Unterschiede zwischen französischer und deutscher Redeweise. Ein anderer schreibt, die Stiftskirche von Engelberg sei très jolie. Ein Kritiker stellt fest, daß der Ausdruck „joli" hier weniger gut passe und sagt, die Kirche sei „belle". Der Vorschlag wird gutgeheißen, und daran schließt sich eine Zusammenstellung der Ausdrücke für „schön": joli, beau, superbe, magnifique ꝛc., was für die Bereicherung und Klärung des Wortschatzes gute Dienste leisten kann.

Gut ist es, die Schüler zur Führung eines Arbeitsheftes anzuhalten, wo jeder nach Bedarf praktische Winke aufzeichnen kann, um sie nachher dem Gedächtnis umso sicherer einzuprägen.

Ist auf diese Weise eine Liste von, sagen wir, 20—30 Stilblüten, die möglichst verschiedene Gebiete berührt, besprochen, so hat die Klasse sicher manches gelernt; Vergessenes wurde aufgefrischt, Unklares erklärt, da und dort auch Neuland entdeckt.

Zum Schlusse wird dann der eine oder andere sehr gute Aufsatz vorgelesen, um an einem Beispiel zu zeigen, was die Arbeit hätte sein sollen. Dann werden die Arbeiten ausgeteilt, und jeder einzelne Schüler kann über Korrekturen in seinem Aufsatz, die in der Diskussion nicht zur Sprache kamen, um Aufschluß bitten. Gewöhnlich wird diese Gelegenheit wenig mehr benützt, da die

wichtigeren und schwierigeren Fälle bereits erörtert sind.

Mit dieser Methode wird es mir möglich, in einer Stunde den mündlichen Teil der Korrektur zu erledigen, viel leichter und für die Allgemeinheit wenigstens ebenso fruchtbar, als wenn ich Aufsatz für Aufsatz behandelt hätte. Die Stunde ist dann zugleich auch eine recht praktische und lehrreiche Grammatikstunde gewesen, die nicht bloß grammatische Regeln wieder auffrischte, sondern auch das Sprachgefühl bildete. Wird bei der ganzen Diskussion, und das sollte natürlich immer geschehen, nur die fremde Sprache gebraucht, so ist damit auch eine nicht zu verachtende Konversationsübung verbunden.

Ich schrieb diese Gedanken nieder, nicht um meine Methode als die beste hinzustellen; auch bei der Korrektur schriftlicher Arbeiten führen viele Wege nach Rom. Ich tat es bloß, weil ich dachte, damit dem einen und andern Kollegen einen kleinen Dienst erweisen zu können, ich bin demjenigen dankbar, der mir einen noch kürzern und bessern Weg zum Ziele zeigt.

Eine Klostergründung.

Klöster und Klostergründungen kommen in der Welt- und der Schweizergeschichte oft zur Sprache. Da dürfte es erwünscht sein, eine Schilderung zu besitzen, an Hand deren man den Schülern ein anschauliches Bild einer solchen Gründung bieten kann. Eine derartige Erzählung finden wir im Leben des sel. Ulrich von Zell; es handelt sich dabei um das Kluniazenserpriorat Rüggisberg im Kt. Bern. Ulrich, geboren um 1029, stammte aus vornehmem Regensburger Geschlecht und war ein Patenkind des Kaisers Heinrich III. Nachdem er sich dem geistlichen Stand zugewandt und zweimal nach Rom, einmal nach Palästina gewallfahrtet war, vergabte er sein großes Vermögen zu wohltätigen Zwecken und trat ins berühmte burgundische Kloster Cluny. Dort wurde er Priester und versah verschiedene Aemter. Anfangs der siebziger Jahre des 11. Jahrhunderts wurde er mit noch einem Gefährten zur Gründung von Rüggisberg abgeschickt. Später um 1075 war er für kurze Zeit Prior in Peterlingen, mußte aber weichen, weil er dem beweibten Bischof Burkhard von Lausanne ein Dorn im Auge war. Am 14. Juli 1093 starb er in dem von ihm gegründeten und später nach ihm benannten Priorat St. Ulrich im Schwarzwald.

Die Lebensgeschichte, welcher wir die folgenden Abschnitte in Uebersetzung entnehmen, wurde zwischen 1109 und 1120 in St. Ulrich abgefaßt.

Zur Beurteilung der mangelhaften religiösen Bildung des Volkes muß man die gewaltige Ausdehnung der damaligen Pfarreien in Betracht ziehen und darf nicht übersehen, daß es sich um die Zeit des beginnenden Inverstiturstreites handelt, also um eine Periode, in welcher der Klerus vielfach nicht auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Auch bei der Beurteilung der Gegnerschaft der beiden Priester gegen die Klostergründer darf man das in Betracht ziehen, wenn auch nichts darauf hindeutet, daß es eigentlich unwürdige Vertreter ihres Standes gewesen seien. Kleinliche Eifersucht und die Furcht, manche Vergabungen und Gebühren möchten statt der Pfarrei dem künftigen Kloster zufließen, spielten da eine Rolle. Dazu war damals die Auschauung von der Alleinberechtigung des Pfarrers zur Seelsorge in seiner Pfarrei noch in ihrer ganzen Strenge herrschend. Es mußte deshalb als unerhörter Eingriff in die pfarrherrlichen Rechte erscheinen, wenn ein fremder Priester und gar ein Mönch sich erlaubte, ohne Zustimmung des Pfarrers in der Gemeinde zu predigen.

Soviel zur Erklärung, und nun der Text:

Um dieselbe Zeit (zwischen 1070 und 1074) lebte auf dem Schloße Rümlingen ein gar vornehmer Herr mit Namen Lütold. Er war reich an ausgedehntem Grundbesitz und andern Glücksgütern, doch fehlte ihm die erwünschte männliche Nachkommenschaft. Im Einverständnis mit seiner Gemahlin reiste er ins Kloster Cluny und brachte seine Ländereien hochherzig am Altare der hl. Apostel Petrus und Paulus dar, indem er den Sohn der Jungfrau zu seinem Erben einsetzte, um die ewige Erbschaft zu erhalten. Auf seinen Wunsch, daß man ihm Mönche mitgebe, schickte der Vorsteher des Klosters (Abt Hugo I.) den seligen Ulrich und einen verehrungswürdigen Mann namens Kuno mit ihm, damit sie energisch den Bau von passenden Mönchswohnungen an die Hand nehmen. Nach ihrer Ankunft

besichtigten sie die Lage der verschiedenen Oertlichkeiten und wählten den Rüggisberg, weil sie ihn für ein Klostergebäude besonders geeignet fanden. Aber weil einerseits die Rauheit des Winters den Baubeginn noch hinderte und anderseits die würdigen Väter nicht mit Weltleuten zusammenwohnen wollten, zogen sie sich in eine Höhle zurück, welche zwei Meilen von dem besagten Berge entfernt liegt. Da verbrachten sie, indem sie sich mit Brot und Wasser begnügten, in geistiger Freude die einfallende vierzigtägige Fastenzeit. Während sie also dort verborgen bleiben wollten, um sich besser der göttlichen Betrachtung hingeben zu können, drängte sich das Volk in die abgelegene Einöde und besuchte sie in Masse. Denn als anfänglich einige wenige gekommen waren, mehr aus Neugier die Fremdlinge zu sehen als wegen ihres Seelenheiles, hatte ihnen Ulrich das Wort des Lebens gepredigt; daraufhin strömten ungezählte Volksscharen wetteifernd zu ihnen hinaus. Aber der weise Mann nahm seine Pflicht eifrig wahr, indem er die Meßfeier abhielt, die Psalmen und Hymnen verrichtete, wie die monastische Ueberlieferung es fordert, und den Psalter der Ordnung gemäß sang. Dann war es, als ob er den Bräutigam seiner Seele zu sich sagen höre: „Erhebe dich! Es ertöne deine Stimme in meinen Ohren"; er trat heraus aus dem süßesten Gemache seiner Ruhe und zeigte dem in Irrtümern befangenen, noch rohen und fleischlich gesinnten Volke, das Christum nur dem Namen nach bekannte, den Weg des Heiles. Indem er so mit der Pflugschar seiner Predigt die Herzen dieser ungesitteten Leute durchfurchte und in der Beichte die Dörner der Sünden ausreutete, wies er sie hin auf die Heilmittel der Buße. So begann durch seinen Unterricht diesem Volke, das bisher im Schatten des Todes wohnte, das Licht der Wahrheit aufzugehen.

Doch kehren wir zu dem zurück, wovon wir uns eine kleine Abschweifung erlaubt haben. Als die rauhe, unfreundliche Kälte wich und der Frühling in heiterer Anmut kosend zu lächeln begann, legten die ehrwürdigen Väter wieder Hand an das geplante Werk und unternahmen, soweit Lage und Verhältnisse es gestatteten, den Aufbau von Räumlichkeiten, wie die klösterliche Ruhe sie braucht. Als die Umwohner in ihrer Zuneigung sie bei diesem Werke bereitwillig unterstützten und ihnen überhaupt große Hochachtung und Liebe zollten, wurden zwei Priester aus der Nachbarschaft von heftigem Neid gegen die Diener Gottes entflammt, da sie einen Rückgang ihres Einkommens fürchteten. Als einer von ihnen an einem Festtage pflichtgemäß dem Volke predigte, bediente er sich dunkler Anspielung, indem er unter anderm sagte, ein böses Kraut sei in jener Gegend aufgekeimt, das mit seinem verderblichen Gift das ganze Land überschütte, wenn es ihm gelinge, Frucht zu bringen. Alle Anwesenden wurden bei diesen Worten von heftiger Angst und Verwunderung erfaßt und erkundigten sich aufgeregt, ob man denn dieses gefährliche Kraut nicht ausfindig machen und ausreißen könne. Nun senkte der schlimme Prediger den lebendigen Samen seiner Arglist in ihre Herzen, indem er erklärte: „Die Mönche, die aus Cluny in diese Lande gekommen sind, sind voll Verstellung, Habsucht und Neid, sind richtige Feinde eueres Heiles. Wenn sie sich einmal bei euch eingenistet und den verderblichen Samen ihrer Predigt in euern Herzen zum Wachsen gebracht haben, dann werdet ihr all das Gute, das meine Hirtensorge in euch gepflanzt hat, in kürzester Frist verlieren und keine Frucht der Tugend mehr bringen können. Bittet also Gott, daß seine Güte sie aus euerer Nähe wegschaffen möge; flehet noch inbrünstiger, daß nicht ihre verschmitzte Lehre und erheuchelte Heiligkeit euer Gemüt täusche und, was ferne sei, euer Heil in Gefahr bringe. Auf diese und ähnliche Worte hin verrichteten einige Einfältigere verabscheuungswürdige Gebete, damit sie fortkämen; die Gescheiteren aber überlegten sich die Sache schweigend. Unterdessen hatte die eilige Fama den Dienern Gottes hinterbracht, was alles der arglistige Priester mit grimmigem Mund gegen sie vorgebracht hatte. Nachher machte jener Priester zufällig einmal eine Reise auf dem besagten Berg und da der Tag zur Neige ging und die Nacht hereinbrach, hinderte ihn die Dunkelheit an der Rückkehr in sein Heim. Jetzt, da die Finsternis der düstern Nacht und das Verschwinden des Weges seine Heimkehr unmöglich machten, war er in Angst und Not, was zu beginnen; zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, kehrte er bei den Mönchen, die er aus Mißgunst verleumdet hatte, ein. Der selige Ulrich aber wollte nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern ging seinem Gegner, als er sein Kommen erfuhr, entgegen, nahm ihn mit freundlicher Miene auf und führte ihn,

wie es der Klosterbrauch verlangt, zuerst zum Gebet. Nach dem Gebet entbot er ihm als Sohn des Friedens in der Umarmung und dem Kuß der Liebe den Friedensgruß, beruhigte ihn mit liebevoller Rede, erfrischte ihn in leutseliger Gastlichkeit. Als er am folgenden Tage in Liebe entlassen wurde, begann dieser Priester, von der göttlichen Gnade getroffen, bei sich zu überdenken, wie gutherzig, wie freundlich er von jenen aufgenommen worden sei, gegen die er sich nicht gescheut hatte, die schärfsten Pfeile der Rede zu schleudern. Indem er also bei sich seine große Schuld bereute, wandelte sich sein Haß in Liebe, sein Schimpf in Lob, seine Feindschaft in Friede. Heimgekehrt, erging er sich am nächsten Sonntag, als er im Angesichte des Volkes die Messe feierte, in hohen Lobeserhebungen über die Mönche, die er früher öffentlich verschimpft hatte, bekannte, daß er durch ihre Verunglimpfung sich verfehlt habe und bat demütig um das Gebet des Volkes, damit ihm Gott seine Schuld nachlasse. Von da an war er in so treuer und aufrichtiger Liebe dem Seligen, der ihn aufs herzlichste aufgenommen hatte, und seinen Brüdern zugetan, daß er sie den Seinigen immer wieder als Beispiele ausdauernder Langmut und Nächstenliebe vor Augen stellte und ihnen mit seinen Pfarrkindern jede Hilfe zum Ausbau des Klosters bereitwilligst angedeihen ließ. So ist die Güte des Gottesmannes, so ist seine Langmut und Menschenfreundlichkeit verdientermaßen belohnt worden, nachdem er seinen Feind um Gottes willen geliebt und ihn schöner durch Liebe als durch Kampf überwunden, ja nicht gezögert hat, als sich ihm Gelegenheit bot, ihm Wohltaten zu erweisen.

Nachdem dann das Kloster gebaut und alles geregelt war, ließ der heilige Mann bei den Brüdern, die sich dort schon zusammengefunden hatten, den oben erwähnten Kuno zurück und ging wieder nach Cluny. B. E.

Bücherecke.

Hug, Anna, Dr. phil. Die St. Urbaner Schulreform an der Wende des 18. Jahrhunderts. Mit 6 Illustrationen. Zürich, Leemann und Co. 1920. Fr. 13.—

Daß das Kloster St. Urban und vor allem P. Nivard Grauer sich große Verdienste um die Verbesserung des Schulwesens erworben hat, ist längst bekannt. Was aber die vorliegende Arbeit rechtfertigt und ihr besonderen Wert gibt, ist die eingehende Würdigung des Gegenstandes, das liebevolle Interesse, mit dem die Verfasserin nicht bloß dem Ursprung, der Ausgestaltung und Tätigkeit der St. Urbanerschule nachgeht, sondern auch ihre Einflüsse in der ganzen katholischen Schweiz aufspürt und bis zu ihrem Verschwinden verfolgt. Das Buch bietet auch dadurch mehr als der Titel verspricht, daß es überhaupt die gesamte Einwirkung der von Felbiger ausgehenden Normalmethode auf das schweizerische Schulwesen behandelt. Kein Lehrer oder Schulfreund wird es bereuen, wenn er sich der kundigen und taktvollen Führung der Verfasserin anvertraut, um in die Schulfragen und -verhältnisse einer bewegten Uebergangszeit einzudringen. Er wird sich dabei nicht nur der gewonnenen historischen Kenntnisse freuen, sondern auch, wie das bei jedem verständigen Geschichtsstudium sein soll, für die Gegenwart lernen. Dieser zweifache Vorteil wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß man vielleicht Ansichten, die da oder dort durchschimmern, nicht teilt, daß man auf Wiederholungen stößt oder eine tiefere Erklärung der Opposition gegen die neue Methode wünscht. Gewiß nahm diese Gegenerschaft ganz bornierte Formen an; sie war aber doch nur die fanatisch extreme Auswirkung einer in ihren Wurzeln gesunden Reaktion gegen die ungläubige „Aufklärung". Ausstattung und Druck sind mustergültig. Möge der schöne Erfolg, welcher der gewissenhaften Arbeit der Verfasserin in diesem Erstlingswerk beschieden war, ihr Ansporn sein, ihre freien Kräfte auch weiterhin der Schulgeschichte zu widmen. B. E.

Waldis, Jos., Sprache und Stil der großen griechischen Inschrift von Nemrud-Dagh in Kommagene. Heidelberg, Winter.

Diese für die Koine-Forschung lehrreiche Dissertation hat ihrem Verfasser, einem Lehrer am Gymnasium der Kantonsschule Luzern, auf Antrag des Herrn Prof. Dr. Eduard Schwyzer das Doktordiplom der Universität Zürich eingebracht. Dem Rezensenten machen die nahen Felsketten und Fluhwände des Muotathales so große Freude, daß ihm ein Ferienabstecher nach den fer-

nen Steinen von Nemrud-Dagh nicht im Traume eingefallen wäre, wenn ihn nicht die Liebe zur vielgeschmähten griech. Sprache und ihren Freunden zur harten Arbeit der Rezension bewogen hätte. Der Verfasser führt nach einer willkommenen Orientierung über den Text der Inschrift den Wortlaut derselben in musterhafter Gliederung und bequemer Uebersicht vor Augen. Ein Meister der geordneten Redaktion von gelehrten Arbeiten, der S. 33 genannte Prof. L. Fonck, scheint also den Verfasser nicht vergeblich geschult zu haben. Die Besprechung der Sprache der Inschrift S. 15—56 bewegt sich auf den bekannten Geleisen der historischen Grammatik. Wenn man alle Stationen der Reihe nach mit ihren Sehenswürdigkeiten an Orthographie und Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung und Wortbedeutung und Syntax mit Muße genossen hat, so schöpft man gerne Atem und ruht ein wenig aus. Gelegenheit dazu bietet S. 56, die nur neun Zeilen ohne den Titel umfaßt. Der Koineforscher, dem doch der Verfasser einen Beitrag verspricht, hätte an Stelle des großen Leerraumes wohl lieber ein Gesamtbild aller S. 21, 22 38, 41, 43, 48, 49 und 53 zerstreuten Funde für die Koine bewundert. So wäre der Leser der Mühe enthoben, das Resultat der Summanden selber zu finden. Diese Mühe möchte man sich um so lieber ersparen, als gerade der folgende Teil der Arbeit über den Stil der Inschrift auf die terra invia et inaquosa von den Rhythmen führt. Auch das Kapitel vom Hiat, vom Periodenbau und von der Wortstellung gehört ins trockene Gebiet der mikroskopischen Forschung in der Philologie. Die Ergebnisse derselben bestätigen nach der Meinung des Verf. das Urteil des berühmten Literaturkenners E. Norden, der die Inschrift dem Asianismus zuweist. Die Lieblingsfiguren desselben, die Wortspiele dürften daher S. 61 den Vorrang behaupten, den sie mitten unter den Gedankenfiguren nicht erlangen. Das unter Ziffer 50 und 155 genannte Homoioteleuton fällt als Figur zu wenig in Betracht. Auch die sieben (!) Dentale von 204 scheinen mir zu wenig beabsichtigt. Man vergleiche damit die bekannte Medeastelle, wo es von lauter Sigmata zischt, als ob eine gereizte Schlange drohte. Der Asinianismus will ins Gehör fallen, wie der Verf. S. 76 an der mit Reim verbundenen Kreuzstellung unter Ziffer 74, 89 und 138 ersehen kann. Die gemachten Aussetzungen hindern den Rezensenten keineswegs, dem fleißigen Kollegen Erkenntlichkeit und Anerkennung für eine mühereiche Arbeit zu zollen, die dem Schulmanne alte Wahrheiten in eine neue Beleuchtung rückt. **Prof. Dr. Kündig.**

Zunftstube.

„Lacerno birro“. Ein lieber Kollege wünscht Auskunft darüber, was denn dieser Ausdruck in den Akten des hl. Cyprian (letzte Nr. d. Bl., S. 52) zu bedeuten habe. Daß es ein Mantel war, geht aus der französischen Wiedergabe hervor; aber was für eine Art Mantel? Vorerst sei bemerkt, daß der Text gewöhnlich richtiger „lacerna birro“ hat. Beide Ausdrücke bezeichnen einen Mantel, und es ist sehr wahrscheinlich, daß lacerna ursprünglich als Erklärung am Rand stand und, wie das mit solchen Anmerkungen oft geschah, beim Abschreiben in den Text hineingeriet. Birrus hatte eine Erklärung vielleicht nötig, weil es an dieser Stelle zum erstenmal in der altchristlichen Literatur vorkommt. Die lacerna war schon Cicero bekannt. Augustus, der das Eindringen fremder Moden nicht leiden konnte, gebot den Aedilen dafür zu sorgen, daß alle, die auf dem Forum oder im Zirkus verweilen, die lacerna ablegen. Die Wirkung war aber, wie gewöhnlich bei Modegesetzen, gleich null; die lacerna setzte sich durch. Sie war eben sehr bequem, eine Art Staub- und Regenmantel, im Sommer aus leichtem, im Winter aus schwerem Stoff. Vorn offen reichte sie über die Schultern geworfen bis auf die Schenkel herab. Ihr unterer Saum war gefranst. Die obern Zipfel wurden auf der Brust durch eine Agraffe oder ein Stoffband zusammengehalten.

Der birrus wies den gleichen Schnitt auf wie die lacerna, hatte aber eine Kapuze. Seinen Namen (vom griechischen πυρρός) gab ihm die rotbraune Naturfarbe der Wolle, später bediente man sich gefärbter Stoffe. Kapuze und Wolle mögen dazu beigetragen haben, daß birrus allmählich den schweren Winter-, lacerna mehr den leichten Sommermantel bezeichnete. (Vgl. Cabrol-Leclercq, Dictionnaire d'archéologie chrétienne II 907 ss.) **B. E.**